

S U S A N N E A B E L

WAS ICH
NIE GESAGT
HABE

GRETCHENS
SCHICKSALS
FAMILIE

Roman

dtv

Von Susanne Abel
ist bei dtv außerdem erschienen:
Stay away from Gretchen. Eine unmögliche Liebe

Die Liedzeile auf S. 476 stammt aus: REISEFIEBER
von Andreas Frege, Michael Breitkopf,
Andreas von Holst, Andreas Meurer & Trini Trimpop
© Edition Die Toten Hosen /
BMG Rights Management GmbH

Die Liedzeilen auf S. 487 f. und S. 495
stammen aus: FÜR IMMER
Musik & Text: Jan Vetter
© Ed. Brause Beat / Musik Edition Discoton GmbH



Originalausgabe 2022
© 2022 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: semper smile, München
unter der Verwendung von Motiven
von Getty Images / Three Lions; E Dean; Klaus Vedfelt;
Iuliia Isaieva / shutterstock.com / Alfa Photostudio
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro 11,4/14,8°
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-29023-4

*Für Gudrun Schönherr und Thomas Abel,
meine Geschwister, die ich nie kennenlernte*

»Es gibt keine Geheimnisse,
die die Zeit nicht irgendwann offenbart.«

Jean Racine, Britannicus (1669)

PROLOG

Thommy, denkt Greta und taucht im Gestern und hört ihn weinen und sieht wie er den Globus zerschmettert und Angst hat vor dem Vater, und sie steht neben ihm und ist seine Mama und sagt zu Konrad dass sie es war.

Als wolle sie diese Gedanken und Gefühle für immer festhalten, zieht sie ihr Heft unter dem Zeitungstapel hervor, nimmt den Kuli und schreibt.

Der Thommy macht nicht die Welt kaputt

Der Thommy macht nicht die Welt kaputt

und sie sieht sein lausbübisches Grinsen und taucht tiefer in ihr lausbübisches Grinsen und ist in ihrer Kindheit in Ostpreußen und Opa sagt, mein kleiner Lorbass und hat sie lieb und sie ...

ein Lorbass macht die Welt kaputt

der Thommy ist ein Lorbass der Thommy ist ...

»Guten Morgen, Mam. Ich hab Croissants mitgebracht«, sagt Konrad und stellt Kaffeetassen auf den Tisch. »Wir können noch schnell zusammen frühstücken.«

Sie reißt die Bäckertüte auf und riecht an den Butterhörnchen und beißt hinein und ...

Konrad lacht und »Was ist denn ein Lorbass?«

»Das weißt du doch«, sagt sie, und der Kaffee ist heiß.

»Ich habe es vergessen. Sag schon, Mam.«

»Na ein Lausbub!«, sagt sie und denkt an ihn an ihren Thommy und Thommy muss in die Schule und brav sein und ... »Wo ist Thommy?«

»Ich bin doch dein Thommy, Mam«, sagt Konrad und schaut so komisch und ich verstehe das nicht

EINS.

1. und 2. Juli 2016

Tom Monderath fährt mit überhöhter Geschwindigkeit Richtung Stadt. Er rast nicht nur, weil er viel zu spät dran ist, sondern auch, weil er vor seinen Gefühlen davonfahren will. Die zunehmende Verwirrtheit seiner Mutter Greta geht ihm unter die Haut. Seit einem Jahr ist ihre Alzheimer-Erkrankung diagnostiziert, und er hat gelernt, damit umzugehen. Doch wenn er, wie heute, den Eindruck hat, dass sie nicht mehr weiß, wer er ist, schmerzt ihn das bis ins Mark.

Vor dem Deutzer Bahnhof sucht er einen Parkplatz. Vergeblich. Er stellt den Wagen im Halteverbot ab und hetzt durch die Eingangshalle, den Tunnel, hält Ausschau nach dem richtigen Gleis und entdeckt es in der Mitte. Außer Atem bremst er ab und ist kurz irritiert, denn zwischen Tunnel und Bahnsteig ist lediglich ein Wanddurchbruch. Der Bahnsteig dahinter wirkt mit der niedrigen Decke düster und eng und macht so gar nicht den Eindruck, als könnte hier mehr halten als eine S-Bahn. »Achtung bitte auf Gleis 11. Die Ankunft des ICE 129 aus Amsterdam verzögert sich um fünfzehn Minuten. Grund dafür ist eine Betriebsstörung.«

Tom rückt sein Baseballkännchen zurecht, holt tief Luft und überlegt, ob er kehrtmachen und seinen Wagen umparken soll.

»Herr Monderath?« Eine schrille Stimme unterbricht seine Gedanken.

Vor Tom hat sich eine vielleicht fünfundfünfzigjährige Fremde mit einem bändchengeschmückten Rollkoffer und einer Vorliebe

für Pink, kurzen Röcken und Sonnenstudios aufgebaut. Er verzieht sein Gesicht zu einem Lächeln, denn er ist es gewohnt, erkannt zu werden. Schließlich moderiert er seit Jahren die Hauptnachrichten bei FFD, einem großen deutschen Fernsehsender.

»Und ich hab noch zum meiner Annita gesagt: ›Das issa, sach ich.‹ Aber sie hat gesagt: ›Nee!‹ Und jetzt sind Sie es doch ...«

Kichernd steht plötzlich auch die erwähnte Freundin neben ihr, schaut an Tom hoch, als wäre er das siebte Weltwunder, zückt ihr Smartphone und fragt, ob sie ein Selfie mit ihm machen können.

»Klar.« Tom tritt zwischen die beiden Damen, geht ein wenig in die Knie, um mit ihnen auf einer Höhe zu sein, und lächelt routiniert in Annitas Handy.

»Ich hoffe, Sie kommen bald zurück. Geht es Ihnen denn wieder gut?«, sagt die Braungebrannte, die der Aussprache nach dem Kölner Uradel entstammt, und tätschelt seinen Arm.

»Ja, klar«, antwortet Tom und will nur noch weg, bevor sich auch die umstehenden Reisenden Gedanken über ein Selfie mit ihm machen.

»Kann ich vielleicht ein Autogramm haben?«, fragt Annita.

»Tut mir leid, aber ich hab keine Autogrammkarten dabei.«

Im nächsten Moment streckt sie ihm einfach ihren Reiseproviant entgegen, den sie in einer Metzgerei erstanden hat, und kichert nervös. »Sie sehen in natura übrigens viel besser aus als im Fernsehen. Also Ihre Augen ... ich hätte nicht gedacht, dass die so blau sind.«

Tom lächelt gequält, schreibt *Alles Gute, Tom Monderath* auf den Schweinekopf und wünscht den beiden Freundinnen, von denen er mittlerweile weiß, dass sie übers verlängerte Wochenende nach Malle fliegen, einen schönen Urlaub. Er entschuldigt sich, dass er dringend telefonieren müsse, und macht auf dem Absatz kehrt.

»Und alles Gute für Ihre Gesundheit!«, ruft ihm dat Annita laut hinterher.

Tom fingert nach seiner Sonnenbrille, schiebt die Baseballkappe tiefer ins Gesicht und geht Richtung Gleisende, wo keine Menschen stehen.

Alles Gute für Ihre Gesundheit! Das ist nett gemeint, aber er kann es nicht mehr hören. Früher hat er die Begegnungen mit seinen Zuschauern immer genossen. Aber das ist vorbei, seit alle über seine Gesundheit reden und ihn mitleidig anschauen.

PANIKATTACKE! Die ›Bild‹-Zeitung hat ihm diese Diagnose bescheinigt, als Tom vor zwölf Wochen während seiner Nachrichtensendung eine Art Schwächeanfall hatte. Live. Und ganz Deutschland hat zugeschaut. Als *DAS DRAMA UM TOM MONDERATH* wurde das Thema medienwirksam ausgeschlachtet, in höchstpeinlicher Betroffenheit. Plötzlich schien es geradezu en vogue zu sein, jemanden zu kennen, der mindestens einen kannte, der auch unter Panikattacken litt.

Nur er, der Hauptakteur Tom Monderath, äußerte sich nicht, was zu immer neuen Spekulationen Anlass bot. Tom bekam lukrative Angebote. Er wurde zur Teilnahme an Talkshows eingeladen, und sogar ein Verlag trat mit einer größeren Summe an ihn heran. Aber er dachte gar nicht daran, sich zu erklären, und vereinbarte mit seinem Chef einen zweimonatigen Sonderurlaub. Krankschreibenlassen war keine Option, auch deshalb nicht, weil Tom dem nächsten Arzt, der mit irgendeiner Psychodiagnose herumfantasiert hätte, höchstwahrscheinlich an den Kragen gegangen wäre. Er war nicht krank! Und es ging ihm nicht schlecht!

Im Gegenteil. Er ist frisch verliebt – in Jenny und auch in ihr vierzehn Wochen altes Söhnchen Carl. Mit ihnen erlebt er gerade die glücklichste Zeit seines Lebens. Nach Jahren auf der Überholspur, in denen es um nichts anderes ging als um seinen Job und seine Karriere, hat er diesen Break mehr als verdient.

Inzwischen ist Tom am Ende des Bahnsteigs angekommen und hat von dort einen Blick auf das Gebäude, um das er seit fast drei Monaten einen großen Bogen gemacht hat: den Sender. Nicht einmal letzte Woche, als er die Verlängerung seiner Auszeit verhandelt hat, war er hier. Heute jedoch ging es nicht anders. Die Züge aus Amsterdam fahren den Hauptbahnhof nicht an, sondern halten nur an dieser ewig im Bau befindlichen, unübersichtlichen Station zwischen Messe und linkem Rheinufer – der schäl Sick, wie man in Köln sagt.

Tom ruft Jenny an, von der er sich vor zwei Stunden verabschiedet hat. »Ich vermiss dich.«

»Und ich dich erst mal«, antwortet sie mit sanfter, rauchiger Stimme. »Ist er schon da?«

»Verspätet.«

»Ich würde so gerne Mäuschen spielen. Das wird bestimmt superspannend.«

Tom ist sich da nicht so sicher. Er wollte den Mann, den er erwartet, nicht treffen. Aber das hat er mit Jenny schon rauf und runter diskutiert. Und sie hat ihn überzeugt.

Die beiden Frischverliebten hauchen Zärtlichkeiten ins Telefon, bis Jennys Schnurren von hohem Kindergeschrei unterbrochen wird. »Da hat einer Hunger«, sagt sie, widmet sich ihrem Baby und verabschiedet sich von Tom. »Bis später, mein Süßer.«

Um weder das Sendegebäude vor sich noch die beiden Mallorca-Freundinnen hinter sich zu sehen – die ihm winken, sobald er in ihre Richtung blickt –, hat Tom während des Gesprächs einen Sommerflieder betrachtet, der hinter dem Gleis aus dem Schotter wächst und seine Äste bis auf den Bahnsteig streckt. Erst als er sein Handy wegsteckt, nimmt er wahr, dass der Busch voller Marienkäfer ist.

Einen unwirtlicheren Ort hätten sie sich für die Begattung nicht aussuchen können, denkt er, beugt sich vor und betrachtet

ein Sonnenkäferweibchen, das Blattläuse verspeist, während sich das Männchen auf ihrem Rücken an sie klammert.

Anfang Juni? Wie kann das sein, wo die Paarungszeit normalerweise doch Ende März ist, fragt er sich.

Er googelt und wird in seinem Zweifel bestätigt.

Die Natur ist also auch nicht mehr das, was sie einmal war, denkt er und gönnt es den beiden. Er weiß, dass Marienkäfer sich achtzehn Stunden lang paaren und dass die Weibchen sich gerne von mehreren Männchen begatten lassen – obwohl ein einziges Mal für eine Befruchtung auch genügen würde.

Ein Zug fährt durch, aber das bringt die kopulierenden Käfer nicht aus der Ruhe.

Tom schmunzelt. Dass er sich an diesen Kram noch erinnert. Vor ewigen Zeiten musste er in Bio ein Referat über diese Insekten halten, eine Strafarbeit, weil er im Biologieunterricht mit provozierenden Fragen zum Thema Aufklärung gestört hatte. Vierzehn war er da vielleicht und interessierte sich für kaum etwas anderes außer Sex. Eigentlich sollte Tom über die unkontrollierte Verbreitung des asiatischen Marienkäfers referieren, blieb aber nach einer kurzen Einführung prompt an einer Besonderheit hängen, die sowohl die asiatischen als auch die europäischen weiblichen Marienkäfer verbindet: der Spermatheca, in der die Weibchen die Spermien aufbewahren.

Eine Spermientheke, was für eine praktische Einrichtung!

Mit diesem Satz hatte er damals die gesamte Klasse zum Grölen gebracht und der Lehrerin hektische Flecke ins Gesicht getrieben.

Irre, dass man so einen Scheiß nicht vergisst!

»Achtung bitte auf Gleis II. Die Ankunft des ICE 129 aus Amsterdam verzögert sich um weitere zehn Minuten.«

Tom überlegt, ob er nicht einfach abhauen soll. Wirklich Lust hat er nicht auf dieses Treffen mit dem Mann, von dessen Exis-

tenz er bis vor neun Wochen nichts wusste. Als Tom über ein Ahnenforschungsportal einen DNA-Test machte, um Nachforschungen über seine mütterliche Linie anzustellen, bekam er die verschlüsselte Nachricht: *halfbrother match*. Und zwar gleich doppelt. Die Auswertung war klar: *väterlicherseits*. Noch ein Familiengeheimnis, dachte Tom damals. Mit einer dementen Mutter und Problemen im Job war sein Leben kompliziert genug. Da brauchte er nicht auch noch vermeintliche Halbbrüder.

Bist du denn gar nicht neugierig?, fragte Jenny, als sie darüber sprachen.

Nein, antwortete Tom. Und dennoch schoben sich Gedanken an die unglückliche Ehe seiner Eltern immer wieder in den Vordergrund. Es wunderte ihn nicht, dass sein Vater offensichtlich mindestens zwei Geliebte gehabt hatte. Aber sich mit den Ergebnissen dieser Liebschaften zu befassen, das passte ihm nicht in den Kram. Er wollte lieber in der Gegenwart bleiben und seine eigene neue Liebe genießen. Deshalb reagierte er nicht auf das Ergebnis.

Bis er – immer noch verschlüsselt – über das Ahnenforschungsportal eine E-Mail bekam.

Mein Name ist Henk van Dongen. Ich bin 1964 geboren, lebe in Amsterdam und habe vor Kurzem durch Zufall erfahren, dass der Mann, den ich immer für meinen Vater gehalten habe, offensichtlich nicht mein Vater ist. Nach dem Ergebnis des DNA-Tests scheinen wir denselben Erzeuger zu haben.

Erzeuger! Seltsamer Begriff, dachte Tom und hatte, obwohl er es nicht wollte, wieder ein eventuelles Doppelleben seines Vaters vor Augen. Trotzdem reagierte er nicht auf das Schreiben des fremden Holländers.

Doch der gab nicht auf. Er schickte ein Foto. Und dann wurde es unheimlich, denn als Tom das Bild anklickte, war ihm, als wür-

de er in einen Spiegel schauen. Nur dass sein grinsendes Ebenbild einen Bart rund um den Mund trug – einen Henriquat – und etwas faltiger war.

Es dauerte keine halbe Stunde, dann hatte Tom alles über den sechs Jahre älteren Henk van Dongen herausgefunden. In Zeiten von Instagram und Facebook war das einfach. Für ihn als Journalisten sowieso. Weil er weiter anonym bleiben wollte – und damit Henk ihn nicht umgekehrt ausspionieren konnte –, legte Tom einen extra E-Mail-Account an, änderte seinen Vornamen zu Theo und verwendete als Familiennamen den Geburtsnamen seiner Mutter: Schönaich. Trotz der phänomenalen Ähnlichkeit ließ er die DNA noch einmal in einem deutschen Labor abgleichen. Vielleicht auch nur, um Zeit zu schinden. Die 99,9-prozentige Bestätigung überraschte ihn nicht. Dennoch wollte er auf Abstand bleiben und schlug Henk vor, dass man sich ja im Laufe des Sommers einmal in Holland treffen könne. Unverbindlich.

»Klar«, schrieb dieser zurück und bat um ein Foto. Tom schickte ein Bild, das der Schulfotograf von ihm in der ersten Klasse gemacht hatte. Keine zwei Tage später überfiel ihn Henk damit, dass er am 1. Juli nach Köln käme – geschäftlich. Tom wunderte sich, welche Geschäftstreffen ein Intensivpfleger aus Amsterdam im Rheinland hatte, konnte jedoch nicht nachfragen, ohne dass Henk erfuhr, was er schon alles über ihn wusste.

Erst wollte Tom antworten, dass er leider verreist sei, doch Jenny überzeugte ihn, die Angelegenheit nicht weiter aufzuschieben, und so ließ er sich auf ein Treffen ein.

»Achtung bitte auf Gleis 11. Einfahrt des ICE 129 mit Weiterfahrt nach Frankfurt Flughafen. Dieser Zug verkehrt heute in umgekehrter Wagenreihung. Die Wagen der ersten Klasse befinden sich in den Abschnitten D bis E.«

Na super, denkt Tom. Genau am anderen Ende.

Wie eine quarzgraue Schlange kriecht der Intercity-Express in

den Bahnhof. Tom hechtet an ihm entlang, vorbei an den beiden Malle-Touristinnen, die ihm winkend ein aufgekratztes »Tschöchen« zurufen. Als der Zug endlich steht, spürt Tom, dass sein Herz schneller schlägt. Vor Aufregung. Die Trittbretter werden ausgefahren. Türen gehen auf. Reisende steigen aus. Tom reckt den Hals und versucht, zwischen den Aussteigenden Henk zu erblicken. Vergeblich.

»Hallöchen«, raunt ihm eine hellblonde Dragqueen nasal zu. Sie klimpert mit den künstlichen Wimpern, macht eine ausladende Handbewegung und schwebt über den Bahnsteig. »Wen haben wird denn da?«

Tom lächelt gequält. Er hätte sich denken können, dass hauptsächlich Männer aussteigen würden. Fröhlich, in Grüppchen, mit viel Gepäck, Küsschen-Küsschen und großem Hallo. Er läuft den ganzen Bahnsteig wieder zurück, aber zwischen all den Touristen, die offensichtlich den Christopher Street Day besuchen wollen, ist kein Henk in Sicht. Die Türen schließen. Der Zug rollt an. Da tippt ihm von hinten jemand auf die Schulter. Tom schnell herum.

»Theo?«

Vor ihm steht sein biologischer Halbbruder: Henk van Dongen.

»Hi«, antwortet Tom, mustert den Fremden, mit dem er bisher nur per E-Mail kommuniziert hat, hält ihm die Hand hin und registriert, dass wenigstens die anders aussieht als seine eigene.

»Ich wusste es«, sagt Henk.

»Was?«

»Dass du aussiehst wie ich. Nach dem Kinderbild wusste ich es.«

»Hattest du eine gute Reise?«, fragt Tom auf Holländisch, weil man das so fragt und er in seiner Aufregung irgendetwas sagen muss, um sich zu beruhigen.

»Es war ein wenig turbulent«, antwortet Henk, dem die Verlegenheit ins Gesicht geschrieben ist.

»Was hältst du davon, wenn wir irgendwo eine Kleinigkeit essen gehen?«

»Gute Idee.«

Mit dem Strafzettel im Handschuhfach und Henk auf dem Beifahrersitz fährt Tom nach Köln-Dünnwald, einem Stadtteil, in dem er, soweit er sich erinnern kann, noch nie war. Davon ausgehend, dass in einer Vorstadt-Trattoria keiner die Abendnachrichten schaut, hofft er, dass ihn dort niemand erkennt. Schon gar nicht mit Sonnenbrille und Baseballkappe.

»Wohnst du hier in der Nähe, Theo?«, fragt Henk.

»Ja«, lügt er und fährt zum zweiten Mal über dieselbe Kreuzung, weil er hier ohne Navi aufgeschmissen ist.

»Was hältst du davon, wenn wir mit einer gemischten Vorspeisenplatte beginnen?«, schlägt Tom vor, als sie endlich bei dem Italiener in der Odenthaler Straße angekommen sind, den er im Netz ausfindig gemacht hat. »Gibt es irgendetwas, was du nicht isst?«

»Ich esse alles!«

Als der Ober kommt, bestellt Tom eine Flasche Wasser und Antipasti Misto.

Henk studiert die Speisekarte und ordert: »Ich hätte gerne die Bistecca Pizzaiola, aber ohne Kapern.«

Der Kellner hat Mühe, das Holländisch-Deutsch zu verstehen, und schreibt sich alles auf. Als er fertig ist, fragt Henk, ob er statt der Pasta Pommes haben könne.

»Si, mio Signore«, sagt der Ober, notiert weiter und wendet sich dann Tom zu.

Doch bevor er seine Bestellung abgeben kann, meldet sich Henk noch einmal zu Wort. »Sorry, streichen Sie das. Ich nehme doch lieber eine Pizza Margherita.«

Während der Kellner angestrengt lächelt, ist Tom sprachlos. Henk bestellt, wie er das gewöhnlich macht. Umständlich. Unentschlossen. Verwirrend. Kann es sein, dass solche Marotten genetisch bedingt sind? Mit äußeren Ähnlichkeiten, der gleichen Stimmlage oder auch einer gleichen Gangart hat er gerechnet. Aber damit?

»Und was darf ich Ihnen bringen?«, will der Ober wissen.

»Bistecca alla Casa«, sagt Tom so entschieden wie noch nie.

»Und bringen Sie uns eine Flasche Chianti.«

»Sehr gerne, Signor Monderath«, sagt der Kellner und sammelt die eingeschweißten Speisekarten ein.

Fuck, denkt Tom und taxiert Henk durch seine dunklen Gläser, ob er etwas gemerkt hat.

Offensichtlich nicht, denn der schaut sich die Plastikreben über dem schief hängenden Bild der Seufzerbrücke an, auf dessen Rahmen der Staub flirrt und kleine Spinnfäden im Sonnenlicht glänzen. »Schön hier«, sagt er.

»Ja«, antwortet Tom automatisch, obwohl er selten in einer derart geschmacklos eingerichteten Bude wie dieser war, und überlässt Henk das Vorkosten, nachdem der Ober die Flasche Chianti entkorkt hat. Der Holländer schnuppert, schlürft, schlotzt und nickt schließlich anerkennend – genauso wie Tom es sonst immer macht. Wie um Himmels willen kann das sein?

Der Kellner füllt zwei Rotweingläser und empfiehlt sich. Normalerweise fällt es Tom leicht, mit Menschen ins Gespräch zu kommen. Daraus hat er schließlich auch einen Beruf gemacht. Aber die Umstände und vor allem Henks Verhalten irritieren ihn. Händeringend sucht er nach einer Smalltalk-Strategie.

»Ich hab's gewusst!«, unterbricht Henk seine Überlegungen.

»Was?«

»Du bist dieser Nachrichtensprecher.« Er spricht langsam, als wäre jedes Wort ein Triumph. »Das Foto, das du mir geschickt

hast, habe ich auch bei StayFriends gefunden. War ganz einfach.«

Wie in Zeitlupe nimmt Tom seine Sonnenbrille ab, grinst Henk an und prostet ihm zu. Dann schauen sich vier auffallend blaue Augen lange an.

»Das ist definitiv das Verrückteste, was ich je in meinem Leben erlebt habe«, sagt Tom nach einer gefühlten Ewigkeit und schüttelt lachend den Kopf.

»Kann ich absolut bestätigen.«

Sie essen und reden, und reden und essen und lachen. Suchen und finden immer neue Gemeinsamkeiten. Sie lieben den Sommer mehr als den Winter. Sie reden wild gestikulierend. Haben andauernd kalte Füße und müssen immer in Bewegung sein.

»Und wie sieht es mit der Liebe aus?«, will Henk wissen.

»Frauen! Definitiv!«

»Ok, dann haben wir hier den ersten wichtigen Unterschied«, lacht Henk und kann Tom nicht verstehen. Männer sind doch eindeutig aufregender, in jeder Hinsicht.

»Du hast keine Ahnung, wovon du redest!«, empört sich Tom schmunzelnd. Er hat den Eindruck, dass er diesen Holländer schon ewig kennt. »Erzähl mal, wie bist du aufgewachsen?«

Henk schwärmt von einer glücklichen Kindheit auf dem Land, in der es ihm an nichts fehlte. Einzig Geschwister hätte er gerne gehabt.

»Weißt du, in welchem Verhältnis deine Mutter und mein Vater standen?«, fragt Tom.

»Offensichtlich in einem innigen. Zumindest einmal, oder?«

»Ja, aber was sagt sie?«

»Meine Mutter ist tot. Ich kann sie leider nicht mehr fragen.« Henk schenkt sich Rotwein nach und ergänzt: »Wim fragen will ich nicht. Das würde ihm vermutlich das Herz brechen.«

»Wim?«

»Er hat mich großgezogen. Ich hätte mir keinen besseren Vater wünschen können als ihn.«

Tom denkt darüber nach, ob das einen Unterschied macht. Biologisch oder nicht? Prägend ist doch der soziale Einfluss.

»Er hat mich immer unterstützt«, fährt Henk fort. »Wim war der Erste, dem ich gestanden habe, dass ich schwul bin.«

»Und? Wie hat er reagiert?«

»Er hat gesagt, dass es einzig und allein wichtig ist, dass ich glücklich bin. Und dann hat er sich mit jedem in der Familie angelegt, der anders dachte.«

Tom überlegt, wie das im umgekehrten Fall gewesen wäre. Wahrscheinlich wäre Schwulsein für seinen Vater unter die Rubrik »psychische Krankheiten« gefallen. Nicht auszudenken, was dieser veranstaltet hätte, wenn Tom auch in dieser Hinsicht nicht seinen Erwartungen entsprochen hätte. Wahrscheinlich hätte Konrad ihn in eine Umerziehungstherapie gesteckt. »Da hast du wirklich Glück gehabt.«

»Und jetzt erzähl von deinem Vater. Wie ist er?«

Um Zeit zu gewinnen, winkt Tom den Kellner heran, bestellt eine weitere Flasche Wasser und versucht es erst einmal mit einer halbwegs neutralen Beschreibung. »Er hat ungefähr genauso ausgesehen wie ich.« *Wir* zu sagen, bringt er nicht über die Lippen.

»Und sein Charakter? Sein Wesen?«

»Da gibt es gar nicht so furchtbar viel zu erzählen. Er hat viel gearbeitet und war wenig zu Hause und ... Ein typischer Rheinländer, Mitglied in jedem Verein, einer, der besonders an Karneval zu Hochtouren aufläuft und ...« Tom stottert sich etwas zusammen, denn er will Henk nicht offenbaren, was für ein schlechtes Verhältnis er zu seinem Vater hatte. Das ganze Thema hat er in den letzten Jahren ad acta gelegt. Dass es jetzt wieder geballt hochkommt, stört ihn sehr.

Der Kellner erlöst ihn, fragt, ob die Herren noch etwas wün-

schen, und da auch Henk den Kopf schüttelt, verlangt Tom die Rechnung und gibt vor, noch zu einem wichtigen Termin zu müssen.

Weil sie zu viel Wein getrunken haben, lassen sie das Auto stehen und fahren mit einem Taxi in die Innenstadt. Henk ist auffallend schweigsam und schaut ernst aus dem Fenster. Auch Tom stellt keine Fragen, da er befürchtet, dann auch selbst Antworten geben zu müssen, die er nicht geben will.

Auf der Deutzer Brücke flattern Regenbogenfahnen, wie in ganz Köln an diesem Wochenende. Außer natürlich am Dom, denkt Tom grinsend.

»Sehen wir uns wieder?«, fragt Henk.

»Bestimmt«, antwortet Tom und ist sich nicht sicher. »Ich bin oft in Holland.«

Vor dem *Steigenberger* am Rudolfplatz nehmen sie sich zum Abschied in den Arm. Schweigend. Dann lässt Tom sich den knappen Kilometer nach Hause ins Gereonsviertel fahren. Er ist froh, wieder allein zu sein, erschlagen von dem, was sich in den letzten Stunden zugetragen hat. Kopfschüttelnd denkt er darüber nach, wie es sein kann, dass von den Milliarden Spermien, die sein Vater lebenslang produziert hat, zwei das Rennen gemacht und zwei so ähnliche Typen wie ihn und Henk produziert haben?

Er bezahlt den Taxifahrer und sieht beim Aussteigen Henks Handy auf dem Sitz liegen. Es scheint ihm aus der Tasche gerutscht zu sein. Fuck! Tom atmet genervt durch und bittet den Fahrer, ihn zurück zum Hotel zu bringen. Dort steigt er aus und betritt die Lobby. Auf dem Weg zur Rezeption wird er von hinten umarmt. Erschrocken dreht er sich um und blickt in die hellgrauen Augen eines gebräunten Mittdreißigers.

»Henk! Darling. Ich habe schon gesehen, du hast das Zimmer neben mir. Seit wann bist du hier?«, fragt der Fremde auf Englisch mit schwedischem Akzent und wirft sich Tom an den Hals.

Bevor er erwidern kann, dass es sich um eine Verwechslung handelt, mustert der Schwede Tom von oben bis unten und sagt laut: »Gut siehst du aus ohne Bart – so viel jünger.«

Tom sieht sein Konterfei in der Spiegelung der Drehtür und findet auch, dass er ohne Bart gut aussieht. »Aber ich ...«

Er hat keine Chance.

»Ich habe dir so viel zu erzählen«, sagt der Schwede, auf dessen T-Shirt groß *Synchro Libido* steht, nimmt seine sieben Shoppingtüten vom Boden auf und eilt balletteus Richtung Aufzug.

Tom folgt ihm, denn wenn Henk sein Zimmernachbar ist, dann muss er das Handy ja nicht unpersönlich an der Rezeption abgeben.

Synchro Libido drückt auf die Acht, erzählt, dass er kürzlich in der wichtigsten Sportsendung Schwedens aufgetreten ist. »Fernsehen! Verstehst du?« Er nimmt sich selbst aufs Korn, sagt, er sei jetzt ein Fernsehstar, und verdreht die Augen. »Und jetzt rate mal, wer noch da war.«

Tom zuckt die Schultern, doch selbst wenn er es gewusst hätte, hätte er keine Chance gehabt, zu antworten.

»Natalia Ischtschenko! Diese Russenbitch.«

Tom versteht nur Bahnhof, bis ihm einfällt, dass er den Namen bei seiner Recherche über Henk gelesen hat. Natalia Sergejewna Ischtschenko ist eine russische Olympiasiegerin im Synchronschwimmen, die die Bestrebungen der Männer, mit dieser Sportart ebenfalls bei Olympischen Spielen antreten zu können, kategorisch ablehnt. Als Co-Trainer der niederländischen Synchronschwimmer-Nationalmannschaft kämpft Henk ebenfalls dafür, dass männliche Synchronschwimmer auch bei Olympia und nicht nur bei den Gaygames antreten dürfen.

»Die hat uns doch wirklich als ›widernatürlich‹ bezeichnet, dieses vertrocknete Neutrum!« Wie Giftpfeile schießen die Worte aus seinem Mund.

Im vierten Stock hält der Lift. Die Tür öffnet sich, und mit lautem »Salut les chéries« steigen zwei Franzosen zu – offensichtlich auch Synchronschwimmer, denn auf ihren Baseballkappen ist *SIRÈNE* zu lesen, was Tom mit Meerjungfrau übersetzt.

Grosses Bises mit Synchro Libido. Auch Tom wird rechts und links und noch mal rechts geküsst. Die beiden Sirènes – eine blond, die andere schwarzhaarig – sind ebenfalls begeistert von seinem jungen Aussehen und bemerken kichernd, dass er doch zugeben soll, dass er etwas hat machen lassen.

»Nichts! Ich schwöre«, sagt Tom, doch die drei Männer glauben ihm kein Wort und reden wild durcheinander auf ihn ein.

Da öffnet sich in der achten Etage die Fahrstuhltür, und das fröhliche Geschnatter verstummt schlagartig. Vor der Tür steht Henk. Der Echte. Der Ältere. Der mit Bart. Wie bei einem Tennismatch schießen die Köpfe von Synchro Libido und den beiden Sirènes von links nach rechts und zurück, während Henk Tom erklärt, dass er eben runterfahren wollte, um zu sehen, ob er sein Handy vielleicht im Eingangsbereich verloren habe. Tom grinst, hält ihm das Smartphone hin und will sich verabschieden, als Synchro Libido endlich seine Sprache wiederfindet.

»Mooo-ment!« Mit einer eleganten Bewegung stellt er sich vor den Aufzug und nimmt Tom so jegliche Fluchtmöglichkeit. »Wie konntest du uns deinen Zwillingbruder nur verheimlichen?«, sagt er vorwurfsvoll zu Henk.

Das meinen auch die beiden Sirènes und fordern ihren holländischen Freund auf, ihnen den jungen, gut aussehenden Mann doch bitte vorzustellen.

Es braucht nur einen kurzen Blick von Tom, dann weiß Henk, was er zu sagen hat. »Das ist Theo. Mein Kölner Bruder.«

»Theeeeeo!«, rufen die drei im Chor und sind sich einig, dass darauf erst einmal etwas getrunken werden muss.

Sie müssen Tom nicht wirklich überreden – er findet es durch-

aus witzig, einmal nicht der prominente Anchorman zu sein, sondern einfach nur Theo, der Bruder von Henk. Der gut aussehende Bruder!

Erst wird die Minibar in Henks Zimmer geplündert, und mit jedem Schluck lungern sie relaxter auf dem Hotelbett und den herangeschobenen Sesseln. Bevor sie verdursten, geht Synchro Libido nach drüben in sein Zimmer, leert dort den Kühlschrank und bringt zusätzlich noch eine Flasche Sekt mit, die er zum Vorglühen besorgt hat. Die Neugier der Sportlerkollegen aus Schweden und Frankreich kennt keine Grenzen, und es macht Henk und Tom – beziehungsweise Theo – Spaß, ihnen einen Bären aufzubinden und zu erzählen, dass sie nach der Geburt getrennt wurden und sich erst vor Kurzem wiedergefunden hätten.

»Neiiiiiiin!« Synchro Libido fängt mit der Fingerspitze eine Träne der Rührung auf.

Als Toms Handy klingelt, strecken die Jungs neugierig die Häuse und sehen *Jenny* auf dem Display.

»Deine Frau?«, fragt die blonde Sirène.

»Ja«, antwortet Tom nach kurzem Zögern, denn das hat er noch nie gesagt. Aber Freundin oder gar Kollegin trifft es nicht.

»Und sie heißt Jenny?«

Er nickt und nimmt den Anruf entgegen.

»Na? Hast du dein Treffen mit Henk schon hinter dir?«, will sie wissen.

»Nein.«

Henk und die anderen wagen es kaum, Luft zu holen, und starren Tom an.

»Kannst du nicht reden?«

»Nicht wirklich«, sagt Tom. Und dann stellt sie ihm lauter Fragen, die er mit Ja oder Nein beantworten kann.

Ob Henk nett ist? Ja!

Ob sie sich gut verstanden haben? Ja!

Und ob ...

Da hält es Synchro Libido nicht länger aus, und er ruft laut:
»Hallo, Jenny.«

»Hi, Jenny«, rufen nun auch die anderen.

»Wo bist du denn?«, will sie wissen.

»Im *Steigenberger*«, antwortet Tom, wechselt auf FaceTime und lässt alle nacheinander in die Kamera grüßen.

Jenny ist begeistert. Und die Jungs sind es von ihr.

»Wir müssen uns unbedingt bald kennenlernen, Henk«, sagt sie.

»Ja. Unbedingt!«

Im Hintergrund meldet sich Carlchen. »Okay, mein Typ wird verlangt. Habt noch viel Spaß. Wann kommst du nach Hause?«

»Morgen«, säuselt Synchro Libido, gibt Tom ein Küsschen auf die Wange und verabschiedet sich von Jenny mit einem fröhlichen: »Love you.«

Nachdem Tom als Theo sämtliche Wann-, Wie- und alle weiteren Fragen über Jenny beantwortet hat und die Jungs in Entzücken über die Bilder vom süßen Carlchen ausgebrochen sind, sagt er, dass es nun doch Zeit für ihn sei, nach Hause zu gehen.

»Das kommt überhaupt nicht infrage«, meinen die Franzosen.

Auch für Synchro Libido ist das keine Option. »Du kommst mit uns ins *Corner*.«

»Was ist denn das *Corner*?«, will Tom wissen.

»Du kennst das *Corner* nicht? Als Kölner?« Synchro Libido ist konsterniert.

»Es ist eine Kneipe«, klärt Henk auf, zieht sich ein frisches T-Shirt an und hüllt sich in einen Nebel aus Gaultier.

Tom registriert, dass es sich dabei um denselben Duft handelt, den er selbst seit den Neunzigern verwendet – wenn auch in einer anderen Dosierung –, und entscheidet, dass ein ordentliches Kölsch nach dem klebrigen Sekt nicht verkehrt sein kann.

Nachdem sich alle außer Tom umgezogen haben, überqueren sie den Habsburgerring, und in der Sekunde, in der sie in die Schaafenstraße einbiegen, bereut er, dass er nicht doch auf dem Nachhauseweg ist. Vor ihm liegt das sogenannte Bermudadreieck, in dem sich eine Schwulenbar an die andere reiht. Diese Ecke hat er als geborener Kölner noch nie betreten. Er hat Fluchtgedanken und ist atemlos. Wie Helene Fischer, die aus Boxen wummert, über denen auf der Straße Regenbogenfahnen hängen. Als würden sie es ahnen, haken sich die beiden Franzosen rechts und links bei Tom unter und schieben ihn beherzt weiter in die Straße hinein, in der alles, was sie wollen, da und die große Freiheit pur, ganz nah ist. Alles singt und tanzt. Nach fünfzig Metern ist kein Weiterkommen. Um Tom herum räkeln sich Männer in schwarzen Netzhemdchen oder mit nichts als einem Piercingring am Oberkörper. Viele tragen knapp geschnittene Lederhöschen, manche Chaps, mit wenig drunter. Tom wird taxiert, abgeschätzt, angeflirtet. Es verunsichert und amüsiert ihn gleichermaßen. Ihm schießt durch den Kopf, dass das *Drama um Tom Monderath* eine überraschend neue Richtung bekäme, wenn jemand in genau diesem Moment ein Bild von ihm machen und an die Presse durchstechen würde.

»Hier, Theo!« Sychro Libido hat sich durch den Pulk gekämpft und drückt Tom eine Flasche Kölsch in die Hand.

Die Weather Girls lassen es Männer regnen, und alles bebt.

Zweites Kölsch. Nun ist Freddy Mercury nicht zu stoppen. Die Männer um ihn herum auch nicht. Sie singen, lachen, tanzen, küssen einander. Tom krallt sich an seiner Flasche fest und tanzt nicht. Dabei tanzt er gerne, wenn inzwischen auch nur noch an Karneval. Wieder drängt sich sein Vater vor und lässt sich auch mit dem nächsten Kölsch nicht wegspülen.

Okay, dann bin ich halt auch ein typischer Rheinländer, der nur an Karneval zu Hochtouren auflaufen kann.

Er spürt eine Hand auf seinem Arsch. Eine wissende Hand, die meint, zu ihm zu gehören wie der Name auf der Tür von Marianne Rosenberg. Fuck! Schlagartig ist Tom stocknüchtern, dreht sich um, sieht ein lüsternes Lächeln. Er weiß, dass das hier auf jeden Fall keine wahre Liebe ist, die nie mehr vergeht, und ergreift in der wabernden Masse die Flucht. Vom Straßenrand aus hält er Ausschau nach Henk, kann ihn aber nirgendwo entdecken und geht.

»Tom!« Keine hundert Meter weiter, auf dem Rudolfplatz, hat Henk ihn eingeholt.

»Sorry«, sagt Tom. »Das ist nicht meine Welt. Lass uns irgendwann wieder in Ruhe treffen, aber ...«

»Ich verstehe, dass das für einen Hetero gewöhnungsbedürftig ist«, sagt Henk.

»Ja, das ist es. Außerdem brauche ich dringend eine Mütze Schlaf.« Tom legt seine Hand auf Henks Schulter, sagt »Tschüss« und geht leicht wankend in Richtung Friesenviertel.

Henk folgt ihm. »Ich kann dich doch jetzt nicht gehen lassen. Nicht nach dem, was heute alles passiert ist.«

Alle paar Meter bleiben sie stehen und drehen sich mit den ewig gleichen Argumenten im Kreis. Tom will Henk nicht auch noch zeigen müssen, wo er wohnt. Deshalb steuert er schließlich einen Taxihalteplatz an, obwohl er weiß, dass der Fahrer ihn höchstwahrscheinlich rausschmeißen wird, wenn er hört, dass das Ziel seines Fahrgasts gerade mal vierhundert Meter weit entfernt ist.

»Lass uns telefonieren, Henk«, verabschiedet sich Tom und hat schon den Türgriff des Daimlers in der Hand.

»Ich hab noch eine Frage«, sagt Henk.

»Ja?«

»Weiß dein Vater, dass du dich mit mir triffst?«

Zögerlich schlägt Tom die Taxitür wieder zu. Der Fahrer flucht wild gestikulierend. Doch das registriert Tom nur am Rand, denn der Gedanke, dass Henk annimmt, sein Vater würde noch leben,

erschüttert ihn geradezu. Wie kann er nur auf diese Idee kommen? Ich habe doch immer in der Vergangenheitsform von ihm geredet ...

Als zwei Fahrgäste in den Wagen hinter seinem Taxi steigen, flüpft der Fahrer aus und brüllt: »Verschwindet, ihr besoffenen Idioten! Ihr macht mir das ganze Geschäft kaputt!«

»Sorry!« Tom legt den Arm um Henk und geht mit ihm ein paar Meter vom Taxi weg. Vor der Leuchtwerbung einer Versicherung, auf der eine glückliche Familie in einem SUV-Cabrio dem Morgenrot entgegenfährt, bleibt er stehen. »Mein Vater ist tot. Schon seit fast zwanzig Jahren.«

Henk starrt ihn ungläubig an. »Ich dachte ...« Als hätte er keine Kraft mehr, länger aufrecht zu stehen, rutscht er an der Plakatwand nach unten und bricht in Tränen aus.

Tom geht neben ihm in die Hocke, auch wenn er keine Idee hat, was er jetzt sagen könnte.

»Entschuldige, ich weiß, das ist bekloppt«, erklärt Henk schließlich, als er sich wieder gefangen hat.

Hilflos denkt Tom, dass dieser Typ gerade mehr um seinen Vater weint, als er es jemals getan hat. Was für eine verrückte Geschichte!

»Woran ist er gestorben?«

»Herzinfarkt.«

Kopfschüttelnd starrt Henk vor sich hin. »Seltsam, ich denke auch immer, dass ich einmal an einem Herzinfarkt sterbe.«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Keine Ahnung. Oder vielleicht ist es doch eine ...«

»Was?«

»Eine Vorahnung. Vielleicht weiß man ja tief in sich, woran man einmal sterben wird.« Und dann erzählt Henk von seinem Beruf als Krankenpfleger, in dem er regelmäßig dem Tod begegnet und Gespräche mit Sterbenden führt. Zuletzt flüstert er: »Ir-

erweise sagen viele, dass sie das Wissen um ihr Ende schon lange in sich tragen.«

»Ich bin mir schon immer sicher, dass ich steinalt werde«, antwortet Tom und spricht nicht aus, dass er denkt: Hoffentlich bekomme ich dann kein Alzheimer wie meine Mutter.

Schweigend sinnieren sie vor sich hin, und nicht einmal Tom stört es, hier an der Ehrenstraße auf dem Bordstein zu sitzen und die lauten Nachtschwärmer aus dem Kölner Umland an sich vorbeiziehen zu lassen.

»Ich hab einen Wunsch«, sagt Henk plötzlich. »Ich würde gerne sein Grab besuchen.«

Tom schaut einer pinkfarbenen Stretch-Limousine hinterher, aus deren heruntergelassenen Scheiben Bergischgladbacherinnen mit aufgespritzten Fahrradschlauchlippen kreischend Abschied vom Jungesellinnenleben nehmen – und gibt ihm keine Antwort.

»Du denkst jetzt bestimmt, dass ich verrückt bin, oder?«

»Nein«, lügt Tom und kann es nicht fassen. Er würde jetzt eigentlich auch gerne laut in die Nacht schreien.

»Kannst du mir sagen, wo er begraben ist?«

»Melatenfriedhof«, antwortet Tom leise.

Henk zückt sein Smartphone und gibt den Friedhof in den digitalen Stadtplan ein. »Der ist ja ganz in der Nähe!« Er rappelt sich auf und wankt in die Richtung, die ihm auf dem Display angezeigt wird.

Fassunglos schaut Tom ihm nach, wie er, ohne nach rechts oder nach links zu schauen, einfach den vierspurigen Ring überquert. Ein Auto muss ausweichen und hupt. Zeitverzögert zeigt Henk ihm den Mittelfinger und geht weiter.

»Verflucht! Was soll das denn? Es ist mitten in der Nacht.«

Doch Henk reagiert nicht.

Tom weiß, dass er ihn so nicht gehen lassen kann. Er steht auf und läuft hinter ihm her. Zum Glück springt die Fußgänger-

ampel gerade auf Grün. »Komm, ich bringe dich ins Hotel. Schlaf dich dort erst einmal aus«, sagt er, als er ihn eingeholt hat.

»Nein!« Mit starrem Blick aufs Handydisplay geht Henk in Richtung Westen und lässt sich von sämtlichen Argumenten, vor allem von dem, dass der Friedhof nachts verschlossen ist, nicht aufhalten.

Und so wanken sie durchs Belgische Viertel, über den Brüsseler Platz, wo Hunderte durstige Menschen den Verkehr und auch den Ordnungsdienst nicht durchlassen und auf Hochbetten sitzen, weil sie nicht mehr stehen können. Wo Geschrei und Gelächter von den Wänden der Häuser hallt und verstärkt wird und eine Akustik entsteht, als würden achtzigtausend Zuschauer einem Spiel zwischen Real Madrid gegen den FC Liverpool entgegenfiebern. Mindestens.

Was für ein Segen, dass ich hier weggezogen bin, denkt Tom und stolpert hinter dem zielstrebigem Henk her.

Sie unterqueren eine Bahnbrücke, auf der ein nicht enden wollender Güterzug rattert und die anwohnenden Kölner endgültig vom Schlafen abhält. Henk steckt sein Handy ein und hält sich die Ohren zu. Doch anstatt weiter geradeaus zum Friedhof zu gehen, biegt er danach links ab. Tom ist es recht.

»Hier war ich schon mal«, sagt Henk und schaut in Richtung Süden, wo nichts zu sehen ist als schwarze Nacht.

Klar warst du schon mal da, denkt Tom bitter. Hier ist ja auch der Schwulenstrich.

»Hier ist die gay-cruising-area.«

»Ach«, erwidert Tom mit gespielt überraschter Miene und überlegt, wie er Henk zurück in die Innenstadt lotsen könnte. »Man lernt doch immer noch dazu.«

Vom nahen Hügel, der nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs im Inneren Grüngürtel aus den Überresten der zerbombten Ruinen aufgeschüttet wurde, weht eine Haschischwolke herüber.

Henk nimmt die Fährte auf und ruft Richtung Glut: »Habt ihr vielleicht noch einen Joint übrig?«

»Das kannst du vergessen«, raunt Tom. »Die denken bestimmt, du bist ein Bulle. Dope ist hier nicht so legal wie in deiner Heimat.«

»Klar, Digga«, antwortet eine Stimme aus der Dunkelheit.

Kurz danach sitzt Tom neben Henk auf dem Gras, zieht den Rauch in den letzten Lungenzipfel und hofft, dass der Holländer den Friedhofsbesuch vergessen hat.

»Hatte er eine schöne Bestattung?«

»Hör mal, das ist alles bescheuert! Es ist kurz nach vier. Der Friedhof hat zu, lass uns zurückgehen.«

Mit spitzen Fingern hält Henk den Joint, damit ja kein Krümelchen verschwendet wird. Er zieht, sagt mit glasigen Augen »Bullshit!« und macht sich wieder auf den Weg.

An der Aachener Straße steuert er die Tankstelle an, und während er am Nachtschalter mit dem Verkäufer verhandelt, beschließt Tom, dass er das nächste Taxi anhalten und abhauen wird. Doch wenn man eins braucht, dann kommt keins. Natürlich! Dafür kommt Henk zurück mit einer Flasche Rüttgers Club, einer Tüte Chips und Schokolade.

Die Tafel verputzen sie, noch bevor sie die vierspurige Straße überqueren, und als sie vor dem Friedhofportal ankommen, steht schwarz auf weißer Emaille das, was Tom seit einer Stunde gepredigt hat: *Öffnungszeit im Sommer 7 Uhr.*

Henk reißt die Chipstüte auf und schaufelt den Inhalt in sich hinein, als könne er so besser denken. Dann schauen sie einander an. Lange. Sehr lange. Keiner zuckt. Ohne Tom aus den Augen zu lassen, stellt Henk die Flasche auf den Boden und macht eine Räuberleiter.

»Das ist nicht dein Ernst«, flüstert Tom und entdeckt das Verschworene in Henks Blick. Ohne eine Sekunde weiter zu über-

legen, stellt er seinen Fuß in Henks Handflächen und stemmt sich an der Friedhofsmauer hoch, als hätten sie beide das schon hundert Mal so getan. Oben hält er sich mit einer Hand fest, streckt die andere aus, nimmt erst die Sektflasche entgegen und hilft dann Henk auf die Mauerkrone. Hinter ihnen ist alles schwarz.

»Komm. Lass uns verschwinden. Wir können morgen ...«

»Bullshit!«, unterbricht ihn Henk und lässt sich langsam an der Friedhofsmauer hinab. Er streckt die Hand nach der Sektflasche aus, die Tom ihm reicht, bevor er seinen Widerstand aufgibt und Henk folgt.

»In welche Richtung?«

Tom hat keine Ahnung. Und die hätte er auch nicht, wenn es hell wäre, denn es ist ewig her, dass er das Grab seines Vaters besucht hat. Um genau zu sein, war das letzte Mal auch das einzige Mal – am Tag der Beerdigung. Aber weil er am 2. April bei der Beisetzung von Guido Westerwelle eine Sondersendung moderiert hat, erinnert er sich an breite Wege. Ein straßenartiges Netz. Da müssen sie hin.

Nichts ist zu sehen, nicht einmal ein Pfad. Vorsichtig tasten sie sich parallel zur Mauer an einer Gräberreihe entlang. Vereinzelt flackern Grablichter, aber die haben keine Kraft, die Umgebung zu erhellen, und so erkennen sie auch dann nichts, als sich ihre Augen ein wenig an die Dunkelheit gewöhnt haben. Über ihnen färbt sich der Himmel langsam dunkelblau. Humboldt hätte es auf seinem Cyanometer mit neununddreißig bestimmt.

Verrückt, denkt Tom, dass ihm das gerade jetzt einfällt. Als kleiner Junge wollte er Naturforscher werden. Damals schenkte ihm Konrad eine kleine, runde Pappscheibe, mit der er wie der große Forschungsreisende das exakte Blau des Himmels definieren konnte.

Erste Umrisse erscheinen. Von Bäumen. Hecken. Grabmalen. Ohne Henk würde Tom durchdrehen. Ohne Henk wäre er auch

nicht hier, wo kein Lebender etwas zu suchen hat, auf diesem Gelände, das im Mittelalter vor der Stadtmauer lag, Hinrichtungsstätte war, und wo jahrhundertlang die Aussätzigen von Köln untergebracht waren.

Sie gelangen auf eine breite Querstraße, und in der Geschwindigkeit, mit der die Erde sich um die Sonne dreht, wird es heller. Aus dem Schwarz treten schemenhaft Figuren hervor. Tom findet alles gruselig, aber irgendwie gibt ihm der ältere Bruder – Bruder, denkt er, kann ich wirklich Bruder sagen? –, der zielstrebig Richtung Westen geht, ein Gefühl von Sicherheit. Verrückt. Als würde Henk seine Gedanken erraten oder als hätte er dieselben Ängste, greift er nach Toms Hand und drückt sie kurz. Tapfer gehen sie weiter. Von Minute zu Minute verdrängt der Tag mehr die Nacht, das Licht gibt Farben preis, die die Vögel mit ihrem immer lauter werdenden Morgenkonzert begrüßen.

Tom wünscht sich, dass die Posaunenengel, die den Verstorbenen den Weg zur Auferstehung weisen, auch Henk und ihm zeigen, wo es langgeht. Vergebens. Sie rühren sich nicht.

Von der Aachener Straße hört Tom ein Martinshorn. Ob sie jemand beobachtet hat, wie sie über die Mauer gestiegen sind?

Die Polizeisirene entfernt sich, als vor ihnen ein in Stein gehauenes Mitglied der Kölner Prinzengarde strammsteht. Er muss nicht mehr die Prinzen während der Karnevalszeit bewachen, sondern alle Kölner, die hier ihre ewige Ruhe gefunden haben: die Millowitschs, Ostermanns oder Wischnewskis, aber auch die ungezählten Schmitzens, Küppers und Schulzes. Hier auf Melaten hat er Ewigkeitssession.

Dieser freundlich dreinblickende Soldat ist für Tom die Orientierung. Ihn hat er sich gemerkt. Jetzt geht er schneller, zieht Henk an der Hand mit, vorbei an einem überlebensgroßen Erzengel, vor dem der Grünspan nicht haltmacht und der nach oben zeigt, dorthin, wo nicht nur das Jüngste Gericht wartet, sondern

auch die Tauben herkommen, denen es egal ist, auf wem sie ihre Kacke hinterlassen. Tom erinnert sich, dass rechts das Feld mit den uniformen steinernen Grabkreuzen liegt, wo die Opfer der sogenannten Tausend-Bomber-Nacht von 1942 und die Toten des Peter-und-Paul-Angriffs vom Juni 1943 in Massenbestattungen beerdigt wurden.

Danach kommen Gräber, die bunt sind und geschmückt mit Luftballons, Girlanden, Windrädern und Teddybären. Unter ihnen liegen Kinder, die starben, bevor ihr Leben begann.

»Wie schrecklich«, sagt Henk und bleibt an den Fotos und Worten hängen, die neben den Namen stehen: *Dem über alles geliebten Louis, Der unvergessenen Paula, Dem Sonnenschein Thomas*, dem seine Schwester einen eingeschweißten Brief an die kleine Trauerweide gebunden hat: *Du bist der Bruder, den ich nie kennenlernen durfte. Was hätten wir alles zusammen machen können, wenn du gelebt hättest?*

»Komm«, sagt Tom, der weiß, dass es jetzt nur noch ein paar Meter sind.

Und dann, nach all diesen opulenten Skulpturen und liebevoll gepflegten Gräbern, hinter einer Thujahecke, stehen sie plötzlich vor einem schwarzen polierten Granit mit der Inschrift

MONDERATH

Auf der Platte, die das Grab verschließt, stehen in der Reihenfolge ihrer Geburt

Wilhelm 1895–1933

Ida 1900–1943

Franz 1921–1942

Konrad 1928–1997

Elizabeth 1933–1943

Tom zeigt auf den schmucklosen Stein. »Konrad. Das war er.«

»Die anderen sind die Eltern und Geschwister?«, fragt Henk.

Tom nickt. Ihm fällt auf, dass er seinen Vater zum ersten Mal inmitten seiner Familie sieht. Und nicht allein.

»Dann war Konrad also nach 1943 der einzig Überlebende? Mit fünfzehn Jahren?«

»Ja. Scheißkrieg«, sagt Tom und denkt, dass Konrads Geschwister sehr jung starben. Elizabeth mit zehn, und Franz wurde gerade mal einundzwanzig.

Henk köpft die Sektflasche, hält sie Richtung Grabstein, wie ein Glas, das man zum Toast hebt, nimmt einen Schluck und reicht sie an Tom weiter. Der lässt die süße Plörre durch seine Kehle rinnen und liest die unterschiedlichen Sterbejahre. Seltsam. Er weiß nicht, warum, aber er ist immer davon ausgegangen, dass sein Vater die gesamte Familie bei einem einzigen Bombenangriff verloren hat. Krampfhaft versucht er sich zu erinnern, was Pap darüber erzählt hat. Mit seinem vom Alkohol und Haschisch benebelten Gehirn lässt es sich schwer denken, aber das Gefühl macht sich breit, dass er als Kind einmal nachgefragt hat und dann nie wieder, weil er nach der knappen Antwort spürte, wie sein Vater in einer tiefen Traurigkeit versank.

»Es ist ein schöner Ort.« Henks Worte holen ihn in die Gegenwart zurück. Tom schaut zu Henk, der sich auf den Boden setzt und an den Grabstein lehnt. »So friedlich.«

»Stimmt.« Tom setzt sich neben ihn. Sein Blick fällt auf das Kalksteingrabmal gegenüber, auf dem oberhalb des Familiennamens ein Satz eingraviert ist: DIE LIEBE HÖRET NIMMER AUF.

Mit einem Mal erinnert sich Tom daran, wie sein Vater abends im Bett mit ihm kuschelte, wie er ihm aus dem ›Struwelpeter‹ vorlas und lachte, weil der kleine Tömmes, wie er ihn liebevoll nannte, das halbe Buch auswendig konnte. Wie er ihn beim

Mensch-ärgere-dich-nicht-Spielen gewinnen ließ. Ihn im Auto vorne sitzen ließ, obwohl es verboten war. Wie sie im Siebengebirge Steine suchten und sein Pap ihm erzählte, dass Riesen diese dort abgelegt hatten. Seit Jahrzehnten hat er nicht mehr an diese Liebe gedacht, sondern nur an die Kälte, die später zwischen ihnen gewesen war.

Und dann taucht vor seinem inneren Auge die Szene auf, die Tom immer wegschieben muss, wenn sie ihn einholt. Der letzte Moment mit seinem Vater. Der letzte Blick, bevor er damals als Siebenundzwanzigjähriger nach Paris fuhr. Pap hatte ihn um ein klärendes Gespräch gebeten, aber Tom sagte, er habe keine Zeit, und ging. Grußlos. Konrad starb noch am selben Tag. Seither verdrängt Tom den Gedanken, dass er das Herz seines Vaters endgültig gebrochen hatte und deshalb schuld ist an seinem Tod.

Henk hält die Flasche gegen das Licht, um zu sehen, wie viel noch drin ist. »Der Rest ist für ihn.«

Nacheinander stehen sie auf, treten vor das Grab, halten die Flasche gemeinsam und lassen den Sekt auf die Granitplatte fließen. Tom fragt sich, ob Konrad etwas von Henks Existenz wusste.

»Prost, Pap«, sagt er, und zum ersten Mal seit Jahrzehnten fühlt er sich ihm nahe. Hat Sehnsucht nach ihm. Und würde so gerne mit ihm reden und alles verstehen.

»Prost«, sagt Henk mit Tränen in den Augen. »Ohne Konrad würde es mich nicht geben.«

Tom ist froh, dass er nicht allein hier ist, dass Henk neben ihm steht.

Ein Rabe lässt sich auf dem Lebensbaum hinter dem Grabstein nieder.

»Krraaab, krraaab, krraaab«, krächzt er, und es ist Tom, als würde er sie beobachten. Von diesem grünen Symbol der Ewigkeit aus. »Krraaab, krraaab, krraaab.«

ZWEI.

Mai 1933 – Juli 1943

»Krraaab, krraaab, krraaab«, krächzte der Rabe auf der Thuja hinter dem Pfarrer, der den blumengeschmückten Sarg mit Weihwasser besprengte. »Krraaab, krraaab, krraaab.«

Der fünfjährige Konrad sah, wie der Vogel hinter einer Weihrauchwolke verschwand.

»Wir bitten dich, Gott. Komm Wilhelm Monderath mit deiner Liebe entgegen und nimm alle Schuld von ihm«, sagte der Priester, und dann sah Konrad, wie sechs Männer sich gleichzeitig nach den Tauen bückten, die unter dem Sarg hindurchliefen, sie anzogen und ihn langsam in das Erdloch hinabließen.

»Krraaab, krraaab, krraaab.«

Als die Männer die Seile hochgezogen hatten und nach einer Verbeugung zur Seite gegangen waren, trat Konrad, der von allen Conny genannt wurde, mit seiner Mutter und seinem zwölfjährigen Bruder Franz einen Schritt vor, griff wie sie in das aufgeschüttete Erdreich und warf eine Handvoll ins Grab. Dann noch eine. Es klang hohl, als die Erde auf das Holz aufschlug. Conny konnte sich nicht vorstellen, dass sein Vater jetzt da unten in dieser Holzkiste lag, obwohl er gesehen hatte, wie über ihm der Sargdeckel geschlossen und dann zugeschraubt worden war.

»Krraaab, krraaab, krraaab.« Der Weihrauch war verflogen, und der Rabe breitete die Flügel aus, flog tief eine Runde über der schwarz gekleideten Trauergemeinde und stieg dann in die Lüfte.

Zitternd drückte Conny die Hand seines großen Bruders und

hielt sich an ihm fest, sonst wäre er vielleicht auch weggeflogen. Geflohen. In den Himmel, wo sein Vater jetzt eigentlich war, wie ihm die Oma erzählt hatte. Verstohlen blickte Conny nach oben. Aber da war nicht einmal eine Wolke zu sehen, auf der Pap hätte sitzen können.

»Was haben wir für ein Glück, so eine Weitsicht hat man nur selten.« Das hatte sein Vater am Samstag gesagt. Am Samstag! Und jetzt war er nicht mehr da. Dabei war der Samstag erst vor vier Tagen gewesen.

Pap hatte Conny mit zum Dom genommen, zu einem Termin, den er mit dem Dombaumeister gehabt hatte.

»Das ist mein Jüngster«, hatte Pap ihn dem Chef vom Dom vorgestellt.

Und oben, in fünfundvierzig Meter Höhe auf der Dachgalerie, hatte Conny durch die steinerne Brüstung hindurchgeschaut und zwischen den kleinen Spitzbögen auf das Häusermeer geblickt, die vielen Kirchtürme bewundert und begeistert ausgerufen: »Köln ist die schönste Stadt von der ganzen Welt!«

Pap streichelte ihm lachend über den Kopf und antwortete: »Und eine der ältesten Deutschlands. Deine Vaterstadt.« Dann zeigte er in den Kölner Süden, wo sie wohnten. Ganz nahe am Rhein, von dem Conny sicher war, dass er der größte Fluss von der ganzen Welt war.

»Hast du den Dom auch gebaut, Pap?«, fragte Conny, denn sein Vater war Architekt. Der beste von der ganzen Welt.

Pap lachte und meinte, dass der Dom schon vor vielen hundert Jahren errichtet worden war, lange vor seiner eigenen Geburt.

Sicherlich war der Dom die allerälteste Kirche von allen. Auf der ganzen Welt.

»Und siehst du da hinten das Siebengebirge?« Wilhelm Monderath zeigte auf eine Gebirgskette am Horizont.

Conny stellte sich auf die Zehenspitzen, den Hals gestreckt, und zog sich an der steinernen Brüstung hoch, aber er konnte trotzdem nicht darüberblicken. Da nahm sein Vater ihn auf den Arm, und jetzt konnte auch Conny sehen, was er gemeint hatte.

»Von dort kommen die Steine, mit denen man den Dom gebaut hat«, sagte er. Conny erkannte die Hügel und sog den warmen Pap-Duft aus Nadelholz und Zigaretten in sich auf. Später, das nahm er sich vor, wollte er einmal so groß sein wie sein Pap, denn dann würde er den besten Überblick haben. Von allen.

»Wie viele Hügel sind das?«, fragte Pap, und Conny zählte sie. Laut. Bis fünf, denn die anderen Zahlen kannte er noch nicht.

»Sechs. Und. Sieben«, ergänzte Pap und erklärte ihm anschließend, wie die Berge entstanden waren. »Vor langer Zeit, lange bevor es den Dom gab, staute sich das Wasser im Rhein und konnte nicht weiterfließen. Da kamen sieben Riesen und schaufelten das Flussbett frei. Und als sie mit ihrer Arbeit fertig waren, klopfen sie ihre Spaten auf den Boden, damit sich der Dreck löste. Die Dreckklumpen, die abfielen, kann man heute noch sehen. Sieben Stück.«

Der Herr Dombaumeister wollte Pap etwas zeigen. Deshalb gingen sie weiter und stiegen immer höher bis auf die siebzig Meter hohe Aussichtsplattform des Vierungsturmes. Conny konnte kaum atmen, weil es so schön war. Eine Möwe segelte im Wind. Er blickte ihr nach und entdeckte auf den Tabernakeln der Turmobergeschosse überlebensgroße Engel. Sie musizierten.

»Das sind Friedensengel«, erklärte sein Pap ihm. »Sie wachen über die Stadt.«

Da spürte Conny, dass ihm in Köln niemals etwas passieren würde.

Auf der Rückfahrt durfte er im Auto vorne sitzen, wie immer, wenn er mit Pap allein unterwegs war.

»Wenn du willst, können wir bald mal einen Ausflug ins Siebengebirge machen«, sagte sein Vater und gab Gas.

»Sind die Riesen weg?«, fragte Conny, denn er hatte Angst vor ihnen.

Normalerweise gingen er und sein Bruder Franz nach dem Abendbrot immer auf ihr Zimmer, um vor dem Zubettgehen noch ein wenig zu spielen. Aber an diesem Samstag meinte ihre Mutter, dass sie sitzen bleiben sollten, weil sie eine Überraschung hätte. Conny liebte Überraschungen und schaute sie erwartungsvoll an.

»Ihr bekommt noch ein Geschwisterchen«, sagte seine Mam strahlend.

Und so wie Pap schaute, wusste er es bereits.

»Ich will dann aber ein Schwesterchen«, rief Conny, und alle lachten.

»Ich will auch ein Mädchen!« Sein Vater legte den Arm um Mam und gab ihr einen Kuss auf die Wange.

»Mal sehen, was der Klapperstorch bringt«, antwortete sie.

»Wenn es ein Mädchen wird, dann soll sie auf jeden Fall Lizzy heißen«, meinte Pap und bat Franz, das Grammofon anzuwerfen. Dann tanzte er mit Mam, die immer noch ihre Schürze umhatte, zum Schlager von Willi Ostermann Walzer und sang lauthals mit: »Einmal am Rhein und dann zu Zwei'n alleine sein.«

Mit dem Lachen seiner Eltern aus dem Nebenzimmer und der Überlegung, woher der Klapperstorch die Kinder bekam, schlief Conny ein.

Am nächsten Morgen zerfetzte ein Schrei seine Träume. Innerhalb von Sekunden standen er und Franz dort, woher das Schreien gekommen war: im Schlafzimmer ihrer Eltern. Conny sah, wie sein Vater auf dem Rücken lag. Mit offenem Mund, sein Gesicht war dunkelblau. Die Mutter schüttelte ihn heulend und flehte, er möge zurückkommen. Aber Pap reagierte nicht und hatte die Augen so komisch offen. Auch Franz sprang auf das Bett und schüt-

telte seinen Vater ebenfalls, schrie und weinte. Wie gelähmt stand Conny in der Tür und vergaß zu atmen.

Stumm beobachtete er, wie immer mehr Menschen in die Wohnung kamen. Nachbarn. Leichenbeschauer. Verwandte. In der Stube wurde das Grammofon zur Seite geräumt und auch der Tisch, damit in der Mitte Platz war für den Sarg, in den sie seinen Vater gebettet hatten, den Rosenkranz um die weißen Finger gelegt. Die Fensterläden wurden verschlossen, Stühle rund um den Sarg gestellt und Kerzen angezündet.

Großmutter Helene kam aus Lindenthal und beweinte ihren Sohn. Stundenlang. Als sie ging, sagte sie zu Mam: »Ich habe selbst zwei Männer verloren.« Ihren Enkeln schaute sie beim Abschied tief in die Augen. »Ihr müsst jetzt tapfer sein.«

»Ja«, sagte Franz.

Conny nickte und hielt die Luft an, denn er mochte Großmutter Helenes Atem nicht, der immer nach Veilchenpastillen und Zwiebeln roch.

Dass sie tapfer sein sollen, sagten auch Oma Katring und Opa Max, die zu Fuß die zwei Kilometer aus dem Färberviertel gekommen waren. Und als sie aufbrachen, ermahnten sie Franz, dass er jetzt auf seine Mutter aufpassen müsse. Und auf den kleinen Bruder.

Dann kamen die vier Geschwister von Mam. Nach und nach. Blass und erschrocken. Aus ganz Köln. Auch sie meinten, die Jungen sollten tapfer sein.

Am Morgen vor der Beerdigung war auch Heinrich, der Bruder des Vaters, den alle nur Drickes nannten, angereist. Extra aus Berlin. Er schaute sich den toten Wilhelm lange an. Mit seinen geröteten Augen, die seine dicken Brillengläser vergrößerten. Dann legte er den Arm um Mam, ging mit ihr ins Nebenzimmer, und Conny hörte, wie seine Mutter weinte und etwas von Umständen sagte.

Jetzt war er allein mit seinem Vater. Zum ersten Mal, seit dieser sich nicht mehr bewegt hatte und so seltsam aussah. »Pap«, flüsterte er.

Doch sein Vater reagierte nicht. Er roch auch anders als sonst. Nach Apotheke. Zaghafte berührte Conny die bleichen Hände und erschrak, weil sie kalt waren – und hart. »Pap«, flüsterte er ein weiteres Mal.

Und als er wieder nicht antwortete, legte sich graue Schwere über Conny, die alle Farben erstickte.

»Wir müssen uns fertig machen«, sagte Franz am Morgen der Beerdigung, und dabei überschlug sich seine Stimme. Wie öfter in letzter Zeit. Er knöpfte Conny den Matrosenanzug zu und zog ihm einen geraden Scheitel durch sein Haar. Dann stopfte er sich das Braunhemd des deutschen Jungvolks in seine kurze Hose, nahm Conny bei der Hand und ging mit ihm und Mam durchs Treppenhaus. Die Aufwartefrau kehrte die Treppe und schaute nicht mürrisch wie sonst, denn heute waren sie etwas Besonderes: die Kinder, die jetzt keinen Vater mehr hatten.

Unten auf der Straße hatte Onkel Drickes die Tür zu seinem Mercedes 260 aufgehalten, Franz und Conny waren nach hinten geklettert, und ihre Mam hatte auf dem Beifahrersitz Platz genommen. Und so waren sie aus der Kölner Südstadt herausgefahren, über die Ringe, auf denen das geschäftige Treiben weitergegangen war, als wäre dies ein Mittwoch wie jeder andere. Und nicht der Tag, an dem die Welt stillstand.

»Krraaab, krraaab, krraaab.«

Tapfer stand Conny zwischen seiner Mutter und Franz, gab Menschen, die »Herzliches Beileid« sagten, die Hand und machte einen Diener. Er schaute in keine Gesichter, nur auf Schuhe, und hörte: »Krraaab, krraaab, krraaab.«

Als die Kränze auf dem zugeschaukelten Grab verteilt waren

und das Kreuz mit der Inschrift *Wilhelm Monderath 22. 8. 1895–13. 5. 1933* in die Erde gesteckt wurde, wünschte Conny sich, einer der Riesen würde kommen und seinen Vater wieder ausgraben. Aber es kam keiner.

Onkel Drickes fuhr sie zurück in die Kölner Trajanstraße. Er schaltete den Motor nicht aus, als er vor dem Haus hielt. »Du kannst dich jederzeit bei mir melden, Ida, wenn ihr etwas braucht. Wir sind eine Familie.« Dann wandte er sich seinen Nefen zu und versprach: »Ich werde mich jetzt wie ein Vater um euch kümmern.«

Franz deutete ein Nicken an, und Conny schaute fragend.

So schaute er immer noch, als Onkel Drickes längst wieder nach Berlin gefahren und in der Wohnung alles fremd war, weil sein Vater fehlte.

»Darf ich mit Conny noch ein bisschen in den Römerpark?«, fragte Franz vielstimmig.

Ida nickte. »Du hörst auf deinen großen Bruder, ja?«

Conny nickte auch.

Franz nahm ihn bei der Hand, die sich warm anfühlte und an der er sicher war. Mit jedem Schritt über die Straße in den Park hinein fiel das Schwere von ihm ab, denn hier waren keine schwarz gekleideten Erwachsenen, die seltsam schauten. Hier waren Maikäfer, die er gleich mit Franz fangen würde.

Doch der blieb plötzlich stehen und schaute neugierig Richtung Universitätsgebäude, vor dem eine ungewohnte Betriebsamkeit herrschte. »Komm«, sagte er zu Conny und ging schneller.

Immer mehr Kinder aus der Gegend rund um das Eierplätzchen kamen angerannt. Keiner blickte Conny und Franz bedröppelt an, weil sie jetzt die Monderathkinder ohne Vater waren. Nein, hier ging es um etwas ganz anderes. Aufregung und Abenteuer lagen in der Luft. Conny musste sich anstrengen, um mit den meist älteren Kindern und besonders mit Franz Schritt zu

halten, schließlich waren seine Beine nur halb so lang wie die des hochgeschossenen Bruders.

Keine hundert Meter weiter sahen sie, wie auf dem Vorplatz der Universität Lastkraftwagen rangiert wurden, sodass sie mit der Heckseite kreisförmig zueinanderstanden. In der Mitte schichteten fröhliche Studenten in der Kleidung ihrer Burschenschaften einen Holzhaufen auf. Erwartungsvoll verfolgten die Kinder das Treiben und gingen immer näher. Die ebenfalls anwesende Schutzpolizei vertrieb sie, und sie rannten so schnell davon, dass Conny ihnen kaum folgen konnte. Er stolperte, rappelte sich auf, und dann kamen ihm die Großen schon wieder entgegen. Neugierig und entschlossen, sich nichts entgehen zu lassen. Sie kletterten auf Bäume, und weil Conny zu klein war, machte Franz eine Räuberleiter, und zwei der anderen Jungen, die schon oben waren, zogen ihn und hielten ihn fest, bis auch Franz neben ihm auf dem dicken Ast saß, von dem aus sie alles gut sehen konnten.

Der Hintern tat Conny weh, und er hatte Angst, weil es langsam dunkel wurde. Aber er sagte nichts.

SA- und SS-Kapellen marschierten auf, spielten das Horst-Wessel-Lied, und er musste pinkeln. Aber er sagte nichts.

Dann entleerte ein Feuerwehrmann einen Benzinkanister über den Holzscheiten, und ein zweiter warf ein brennendes Streichholz hinein. Die Flammen tobten befreit und wild, und niemand bemerkte, dass es unter Conny tropfte. Auch er selbst nicht, denn wie alle anderen verfolgte er atemlos, wie ein junger Student hervortrat und gegen das krachende Feuer anschrte: »Wir haben unser Handeln gegen den undeutschen Geist gewendet! Wir übergeben alles Undeutsche dem Feuer!«

Ein Zweiter rief: »Gegen Dekadenz und moralischen Zerfall! Für Zucht und Sitte in Familie und Staat! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Heinrich Mann, Ernst Glaeser und Erich Kästner.« Dann warf er drei Bücher ins Feuer.

Conny sah, wie die umstehenden Studenten johlten, als die Flammen die Bücher fraßen.

»Gegen Frechheit und Anmaßung, für Achtung und Ehrfurcht vor dem unsterblichen deutschen Volksgeist! Verschlinge, Flamme, auch die Schriften von Tucholsky und Ossietzky!«, schrie ein Dritter. Zwei weitere Bücher folgten.

Das Feuer färbte die Gesichter orange, und die hellen Flammen spiegelten sich in den weit aufgerissenen Augen der Jungen auf dem Baum. Sie johlten und klatschten wie die Älteren.

Ihre Begeisterung steckte Conny an. Er ließ den Ast los, klatschte auch – und fiel zwei Meter in die Tiefe.

»Was fehlt dir denn?«, fragte der Arzt im Krankenhaus.

Mein Pap, dachte Conny und zeigte stumm auf den rechten Arm und beide Beine.

Eine Krankenschwester schnitt ihm den brandig riechenden Matrosenanzug vom Leib. Es tat so weh, dass Conny hätte schreien müssen. Aber er blieb still.

Der rechte Arm und die Beine wurden eingegipst, und zum Trost durfte er bei seiner Mam schlafen. In ihrem Bett, denn das seines Vaters war mit einer Tagesdecke abgedeckt.

Franz bekam von seiner Mutter eine Tracht Prügel, die nicht nötig gewesen wäre, denn ihm tat es am meisten leid, dass er seinen kleinen Bruder nicht beschützt hatte. Viel öfter als sonst war er jetzt zu Hause und ließ sich sogar bei den Treffen des Deutschen Jungvolks entschuldigen, um mit Conny *Mensch ärgere dich nicht* zu spielen. Er ließ den kleineren Bruder sogar gewinnen. Immer. Trotzdem konnte er ihm kein Lächeln entlocken.

Es dauerte über eine Woche, bis Franz als Erstem auffiel, dass Conny nicht mehr sprach. »Warum sagst du denn nichts?«, fragte er unsicher.

Er bekam keine Antwort.

Auch seine Mutter versuchte alles, um ihrem Jüngsten ein Wort zu entlocken. Vergeblich.

»Der Junge wird schon wieder reden, wenn er etwas zu sagen hat«, meinte Oma Katring, die einen Apfelkuchen mitgebracht hatte. »Nicht wahr, Conny?«

Er aß seinen Lieblingskuchen. Schweigend.

Als seine Mutter mit ihm zu dem Arzt fuhr, der ihn vergipst hatte und jetzt untersuchte, ob die Knochen richtig zusammengewachsen waren, wollte sie wissen, ob es möglich sei, dass Konrad sich bei dem Sturz vom Baum auch am Kopf verletzt hatte. Der Doktor stellte Conny viele Fragen, die alle unbeantwortet blieben, und machte schließlich eine Röntgenaufnahme von Connys Schädel. Er konnte nichts Auffälliges entdecken und empfahl Wechselbäder.

Als er wieder mit Franz in einem Zimmer schlief, hätte Conny ihn gerne gefragt, wo Pap jetzt war. Und gerne hätte er auch mit Franz darüber geredet, wie schade er es fand, dass der Klapperstorch jetzt nicht mehr kam, denn der brachte bestimmt nur Ehepaaren ein Kind. Doch Worte kamen nicht über seine Lippen.

Oma Katring erschien kurz vor Weihnachten und schickte Conny und Franz in die Agrippastraße zum Großvater. Dort durften sie sogar schlafen, wahrscheinlich damit Opa nicht allein war, denn Oma übernachtete bei Mam. Am nächsten Tag gingen sie mit Opa in die Kirche St. Georg zur Weihnachtsmesse. Als der Priester von dem Engel sprach, der verkündete, dass heute der Heiland geboren sei, reckte Conny den Hals, um wenigstens den Stern über der Krippe sehen zu können. Dann spielte die Orgel. Conny kannte das Lied von dem Ross, das entsprungen war. Zumindest die erste Zeile. Sein Pap hatte es letztes Weihnachten gesungen. Mit seiner tiefen Stimme. Es war die schönste Stimme von allen, dachte Conny, und hinter seinen Tränen verschwamm die Welt.

Am Ausgang entdeckte er zwischen all den Erwachsenen, die sich »Fröhliche Weihnachten« wünschten, seine Tante Mia, die Schwester von Mam, die dort auf sie wartete. Strahlend flüsterte sie Opa etwas zu, sagte dann, es gäbe eine große Überraschung, und begleitete Franz und Conny nach Hause.

Mam saß im Bett und hielt ein Baby im Arm. »Das ist euer Schwesterchen«, sagte sie.

Conny musste es die Sprache nicht mehr verschlagen, denn er hatte ja seit Mitte Mai keine mehr. Deshalb setzte der umgekehrte Effekt ein. »Lizzy?«, fragte er erstaunt.

»Ja«, antwortete seine Mutter mit Tränen in den Augen.

Mit Lizzy waren sie wieder zu viert. Alles drehte sich fortan um sie und nicht mehr um das schweigende Sorgenkind. Conny musste keine Wechselbäder, keine besorgten Blicke oder komischen Fangfragen mehr über sich ergehen lassen. In die Hilfsschule, wie schon befürchtet wurde, musste er auch nicht, sondern er lernte nach Ostern in der Volksschule in der Mainzer Straße Buchstaben auf seine Schiefertafel zu schreiben. Stolz machte er die Schularbeiten. Wie Franz. Als Conny *K o e l n* in Sütterlin schreiben konnte, lachte Lizzy zum ersten Mal. Ab da strahlte sie jeden und alles an. Auch die Kuckucksuhr. Sie quiekte vor Freude, wenn sich das Törchen öffnete, deshalb schob Conny die Kleine in jedem unbeobachteten Moment im Stubenwagen zu der Uhr.

»Achtung, Lizzy!« Er stellte sich auf einen Hocker, bewegte den großen Zeiger bis zur Zwölf, der krächzende Kuckuck schaute heraus, und sein Schwesterchen prustete vor Lachen.

Conny durfte die Kleine nicht hochheben, denn sie hatte Mühe, ihren Kopf zu heben, obwohl sie schon fünf Monate alt war.

Heimlich fing Ida an, in ihrem Gesundheitsbuch nachzuschlagen. Im Laufe der Zeit fand sie heraus, dass sämtliche Entwicklungsschritte ihrer Tochter auffallend verzögert waren. Als Lizzy neun Monate alt war und sich alle wunderten, von wem das Kind sein breites Gesichtchen und die schräg stehenden Augen geerbt hatte, zog Ida Lizzy und dem kleinen Conny die Sonntagskleider an und fuhr mit ihnen mit der Straßenbahn nach Nippes zu dem bekannten Kinderfacharzt Dr. Hermann Pfeifer. Dort ließ sie erst ihrem Jungen die Ohren untersuchen, denn Conny klagte immer wieder über Schmerzen. Der Arzt schaute mit einem Otokop in Connys äußere Gehörgänge und verschrieb Tropfen gegen die leichte Entzündung. Dann stellte Ida ihre kleine Tochter vor.

Der Doktor, hinter dem ein Plakat der NS-Volkswohlfahrt mit der Parole *GESUNDE ELTERN, GESUNDE KINDER* hing, warf nur einen Blick auf das Mädchen, dann bestätigte er Idas Verdacht. Lizzy hatte das, was man Mongolismus nannte. Pfeifer untersuchte die Kleine eingehend, stellte fest, dass sie »zu allem Elend«, wie er es nannte, auch noch einen Herzfehler hatte, und sagte ihr ein kurzes Leben voraus. »Ich empfehle ihnen, sich nicht zu sehr an dieses Kind zu binden und es in eine Anstalt zu geben.«

Ida schob Lizzy eine frische Stoffwindel unter den Po und wischte sich mit dem Handrücken die Tränen weg. Die Kleine strampelte mit den Füßen und strahlte sie an.

Im Hinausgehen warf Dr. Pfeifer einen Blick auf Konrad. »Seien Sie froh, dass sie auch gesunde Kinder haben.«

Mit Conny an der Hand und Lizzy auf dem Arm irrte Ida am Botanischen Garten vorbei, weiter über den Adolf-Hitler-Platz, durch das Eigelsteinviertel und ließ den Bahnhof und den Dom hinter sich. Nach unzähligen Stunden wusste sie nicht, wie sie den Weg zu ihren Eltern in der AgrippasträÙe gefunden hatte.

»Was um Himmels willen ist passiert?«, fragte Oma Katring, als ihre völlig aufgelöste Tochter vor der Tür stand.

Ohne ein Wort der Begrüßung platzte es aus Ida heraus: »Wir sollen Lizzy in eine Anstalt bringen, weil sie sowieso sterben wird ...«



Sterben? Erst jetzt begriff Conny, wieso seine Mutter nach dem Arztbesuch so anders war als sonst, warum sie kein Wort auf dem langen, anstrengenden Fußweg gesagt hatte. Sterben! Das schlimmste Wort auf der ganzen Welt.

»Der liebe Gott hat uns dieses Kind geschickt. Und wir werden alles gemeinsam tragen. Lizzy kommt in keine Anstalt. Basta!«, bestimmte Oma Katring.

Conny wusste nicht, was eine Anstalt war, und traute sich auch nicht zu fragen.

»Babababa«, plapperte die Kleine und juchzte.

Nachdem sie einen Schluck getrunken und gegessen hatten, packte die Oma ein paar Äpfel ein, und zusammen gingen sie in die Kirche St. Maria im Kapitol und beteten zum heiligen Hermann Josef, dem Schutzpatron für Mütter und Kinder. Und wie der Heilige es vor achthundert Jahren schon gemacht hatte, brachten sie der Madonna mit dem Jesuskind auf dem Arm Äpfel als Opfergabe dar.

Abends konnte Conny nicht einschlafen vor Angst, dass seine Mam schreien würde, weil Lizzy so ein blaues Gesicht haben würde wie sein Pap. Er faltete seine Hände zum Gebet, presste die Augen zusammen und flehte den lieben Gott an, Lizzy nicht sterben zu lassen. Er versprach ihm, nie wieder zu sündigen, und flehte ihn an, dem Hermann Josef auszurichten, dass er ab sofort jeden Tag mit einem Apfel vorbeikommen würde, wenn er nur ...

»Was flüsterst du denn so komisch?«, fragte Franz, der im Bett neben ihm lag.

»Ich bete zum lieben Gott wegen Lizzy«, sagte Conny.

»Blödsinn«, entgegnete Franz, dessen Stimme inzwischen immer tiefer war. »Es gibt keinen Gott.«

Als Conny am nächsten Morgen erwachte, lag Lizzy strahlend in ihrem Bettchen. Das war für ihn der Beweis, dass Franz diesmal nicht recht hatte.

In der Schule konnte Conny nicht aufpassen, denn er hatte nur einen Gedanken. Er musste nach dem Unterricht zu Hermann Josef und ihm seinen Pausenapfel bringen.

Mit dem Ledertornister auf dem Rücken bog Conny nicht wie die anderen Kinder, die auch in der Trajanstraße wohnten, rechts ab, sondern ging geradeaus weiter. Er überquerte den breiten Ubierring, auf dem die Straßenbahn fuhr, und wusste, dass er bis zu der Fabrik, wo es immer nach Schokolade roch, immer geradeaus gehen musste.

»Wo willst du denn hin?«, fragte Frau Ochs, die Mutter seines Mitschülers Hans Abraham, die ihm mit dem Kinderwagen entgegenkam.

»Ich muss zu Hermann Josef«, sagte Conny und ging zielstrebig weiter. Und weiter und weiter. Immer geradeaus. Bis er plötzlich am Hafen stand. Er war noch niemals hier gewesen, und schon gar nicht allein, und wusste nicht, ob er nach rechts gehen sollte, oder nach links ... Ein Lastwagen hupte, weil er mitten auf der Straße stand. Conny sprang zur Seite, zitterte vor Angst und übersah das Pferdefuhrwerk, das ihm auf der anderen Straßenseite entgegenkam.

»Vorsicht!«, brüllte der Kutscher, die Brauereipferde wieherten, und Conny schrie laut auf. Von hinten spürte er eine Hand, die ihn wegzog, kurz bevor er unter die Hufe geraten konnte.

»Was machst du hier?«, schimpfte seine Mam.

Unter Tränen stammelte Conny, dass er wegen Lizzy und dem Heiligen und den Äpfeln hier sei. Da nahm seine Mutter ihn in den Arm und weinte mit ihm.

»Lizzy wird nichts passieren«, sagte sie schließlich, putzte sich die Nase, setzte Conny auf den Gepäckträger ihres Fahrrades und fuhr mit ihm nach Hause.

Dort saß Frau Ochs mit ihrem Söhnchen Gerhard und Lizzy am Küchentisch. Die Kinder spielten. Mam kochte sich und der Nachbarin einen Kaffee und erzählte, warum Conny unterwegs gewesen war.

»Ach, du bist so ein lieber Junge«, sagte Luise Ochs und streichelte ihm übers Haar.

Von diesem Tag an kam Frau Ochs öfter mit ihren Kindern vorbei. Der kleine Gerhard spielte mit Lizzy und Conny mit Hans Abraham, dessen Vater auch gestorben war. Die beiden Jungen verstanden sich gut und machten manchmal sogar miteinander Hausaufgaben, während ihre Mütter beim Handarbeiten darüber sprachen, wie schwer das Leben als Witwe war.

An Weihnachten wurde Lizzy ein Jahr alt und konnte schon im Kinderstühlchen sitzen. Sie machte sich einen Spaß daraus, alles, was sie in die Hände bekam, auf den Boden fallen zu lassen, weil sie wusste, dass Conny sich danach bückte und es ihr wieder in die Hand gab, damit sie es gleich mit lautem Lachen erneut wegwerfen konnte.

»Hoch sollst du leben! Dreimal hoch«, sang Conny ihr nachmittags immer wieder vor. Er musste mit ihr in der Küche bleiben, um das Christkind nicht beim Vorbereiten zu stören. Als es draußen schon fast dunkel war, kamen Opa Max und Oma Kating und kurz danach Onkel Drickes mit Großmutter Helene.

Onkel Drickes setzte sich auf den Platz, auf dem Connys Vater immer gegessen hatte, freute sich über den rheinischen Kartoffel-

salat und die leckere Schinkenwurst und sagte, dass er so etwas Gutes in Berlin nie bekäme.

Ungeduldig beobachtete Conny, wie langsam alle aßen. Im Gegensatz zu ihm, dem es heute gar nicht schnell genug gehen konnte. Als sie endlich fertig waren, ging erst Mam raus, und dann meinte Onkel Drickes, er müsse mal eben draußen eine rauchen – was seltsam war, denn sonst rauchte er doch auch am Tisch.

»Gleich ist Bescherung, meine Maus.« Oma Katring wollte Lizzy aus dem Hochstühlchen nehmen, als sich Großmutter Helene vordrängte.

»Komm auch mal zu mir, meine kleine Elisabeth.«

Lizzy schaute die Frau, die ihr fremd war, mit großen Augen an, und weil sie nicht nur beim Staunen niemals den Mund zumachte, sabberte sie, und ein Speichelfaden landete auf dem weißen Spitzenkragen und der dunkelblauen Kostümjacke der Großmutter. Mit ausgestreckten Armen stellte sie die Kleine auf den Boden.

»Kann das Kind denn noch nicht stehen?«, fragte sie erstaunt, als Lizzys Beine versagten.

»Sie ist halt ein bisschen bequem. Unsere Ida war auch eine Spätentwicklerin«, sagte Oma Katring und hob Lizzy vom Boden hoch.

Endlich ertönte ein Glöckchen, und Conny hörte auf dem Weg ins Wohnzimmer, wie Großmutter Helene meinte, dass ihre beiden Jungen schon mit elf Monaten gehen konnten und auch schon sauber waren. Oma Katring sagte daraufhin nichts. Sie drückte Lizzy an ihren ausladenden Busen, stimmte das Weihnachtslied an, und dann öffneten sich die Flügeltüren zum Wohnzimmer.

»Stille Nacht, heilige Nacht«, sangen alle, und jetzt bekam nicht nur Lizzy den Mund nicht mehr zu, sondern auch Conny, denn noch nie hatte er einen so schön geschmückten Weihnachts-

baum gesehen. Mit so vielen Kerzen. Und vor allen Dingen mit so vielen Geschenken darunter.

Conny bekam neue hellbraune Lederschuhe von Mam, Socken von Oma Katring, eine lederne Geldbörse von Opa Max, in die er den Geldschein stecken konnte, den Großmutter Helene ihm zusammen mit der Tafel Schokolade überreichte. Die tollsten Geschenke jedoch kamen vom Berliner Christkind. Für Lizzy eine Filzpuppe der Firma Steiff, die in einer braunen SA-Uniform steckte und den rechten Arm hochstrecken konnte. Franz bekam ein Kartenspiel – das *Führerquartett* – und Conny das Brettspiel *Durch Kampf zum Sieg*.

»Das sind die gleichen Regeln wie bei *Mensch ärgere dich nicht*«, erklärte Onkel Drickes, und Conny sah, wie sein Opa den Kopf schüttelte und sich einen Klaren einschenkte.

Mam sagte, wie schade es sei, dass Wilhelm das alles nicht mehr erleben könne, und schnäuzte sich die Nase. Onkel Drickes tätschelte den Arm seiner Mam, und Conny dachte darüber nach, ob der Onkel sie heiraten würde. Schließlich hatte er gesagt, dass er sich um ihn und Franz sorgen wolle wie ein Vater.

»Jetzt siehst du mal, wie es mir ergangen ist«, sagte Großmutter Helene zu ihrer Schwiegertochter. »Ich hatte auch niemanden mehr, als der Vater von Heinrich starb. Und dann hatte ich das gleiche Pech mit dem Vater von Wilhelm.«



Ida hatte nicht gezählt, wie oft sie diesen Satz ihrer Schwiegermutter schon gehört hatte. Als der liebe Gott die Einfühlsamkeit verteilt hat, muss Helene Monderath verhindert gewesen sein, dachte sie bitter. Bevor Wilhelm sie zum ersten Mal mit nach Hause genommen hatte, hatte er sie darauf vorbereitet, dass seine Mutter etwas hart wirkte.

Sie wirkte nicht nur so, sondern sie war es auch. Hart und unbittlich hatte sie sich dagegen gewehrt, dass ihr Sohn vor vierzehn Jahren eine Handwerkertochter aus dem Färberviertel heiratete. Es konnte noch so viel Wasser den Rhein hinunterfließen, in all den Jahren blieb Helene distanziert. Ida hatte sich daran gewöhnt und sich eine Art Hornhaut zugelegt, außerdem hatte sie immer Wilhelm, der sich schützend vor sie stellte. Aber seit er nicht mehr lebte, war Ida empfindlicher und Helenes Kälte schutzlos ausgeliefert.

Sie faltete das Geschenkpapier zusammen, rollte die Seidenbänder auf und brachte beides in die Küche, damit niemand merkte, wie sie sich fühlte. Das Papier und die Bänder packte sie in die Tischschublade, knallte sie zu, ging ans Fenster und schaute hinaus in die sternenlose Nacht. In der Spiegelung der Scheibe sah sie, wie die Tür geöffnet wurde, und sie erschrak, denn für einen Augenblick war es, als käme Wilhelm zu ihr in die Küche. Drickes sah ihrem verstorbenen Mann unglaublich ähnlich.

»Nimm es Mutter nicht übel. Du weißt doch, wie sie ist«, sagte er, stellte sich neben sie und zündete eine Zigarette an.

Schweigend nahm Ida die Eckstein, die er ihr anbot, zog den Qualm bis in ihren letzten Lungenzipfel und bekam, weil sie nur selten rauchte, einen Hustenanfall.

»Und wie läuft es sonst? Ist alles gut? Kann ich dir mit irgendwas helfen?«, fragte er.

Ida hatte sich schon vor Weihnachten vorgenommen, mit Drickes über Lizzy zu sprechen. Schließlich war er Arzt, und sie vertraute ihm. Um Zeit zu gewinnen und auch, um zu überlegen, wie sie anfangen könnte, holte sie einen Aschenbecher aus dem Küchenbuffet und stellte ihn aufs Fensterbrett. »Ich mach mir Sorgen um die Kleine. Der Kinderarzt sagt, dass sie einen Herzfehler hat, aber ich bin mir nicht sicher, ob er sie gründlich ge-

nug abgehört hat, und ...« Sie drückte ihre Zigarette aus und schaute ihren Schwager flehend an. »Kannst du sie mal untersuchen?«

Drickes zündete sich mit der Glut eine zweite Zigarette an. »Was erwartest du von mir? Kein Arzt der Welt kann sie gesund machen.«

»Aber wie kannst du das beurteilen?«

»Ich habe Augen im Kopf, Ida. Sie leidet an Mongolismus. Um das zu sehen, brauche ich keine Untersuchung. Wenn sie ein schwaches Herz hat, dann ist das vielleicht sogar ein Segen.« Seine Hand berührte die ihre.

Ida schlug sie weg und fühlte sich, als würde ihr jemand die Luft zum Atmen nehmen.

»Du musst doch verstehen, dass ...«

»Sei still!«, herrschte sie ihn an und sah, wie das linke Auge ihres Schwagers nervös flackerte.

»Mach dir doch nichts vor, Ida. Aus so einem Wesen kann trotz intensivster Bemühungen nichts herausgeholt werden. Das Leben ist eine Qual für das Kind. Und für dich sowieso.«

»Wesen? Du bezeichnest Lizzy nicht einmal als Mensch.« Ida nahm ihm die brennende Zigarette aus der Hand und drückte sie energisch aus. »Verschwinde! Hau ab, bevor ich mich vergesse.« Sie warf den Aschenbecher in den Spülstein und sah Conny, der mit großen Augen in der Tür stand.

»Ich wollte fragen, ob ihr mitspielt?«, sagte er leise.

»Ich komme gleich, mein Schatz.«

Sie verstand nicht, was Drickes seiner Mutter zuflüsterte, bevor diese pikiert aufstand und sich mit verkniffenem Mund wortlos nickend verabschiedete. Ida begleitete die beiden nicht nach draußen, und als sie hörte, dass die Tür ins Schloss fiel, setzte sie sich zu ihrer Familie an den Tisch, riss gedankenverloren die Schokoladentafel auf und schob einen Riegel in den Mund.

»Aber ...«, beschwerte Conny sich, schließlich war diese Tafel Stollwerck zartbitter sein Geschenk.

»Komm, Junge, die verputzen wir jetzt zur Feier des Tages«, sagte Opa und grinste seinen Enkel verschmitzt an. »Ich will auch ein Stück, und dann spielen wir. Und wenn ich verliere, kaufe ich dir eine neue.«

Mit Lizzy auf dem Schoß schaute Ida zu, wie ihre Eltern, die die NS-Ideologie verachteten, mit Conny und Franz das Spiel *Durch Kampf zum Sieg* aufbauten, nur um den Abend zu retten.

»Sogar die Schokolade schmeckt nicht mehr so wie vor der Machtergreifung«, bemerkte Opa, der auf keinen Fall mit den braunen Figürchen spielen wollte, und würfelte.

»Kann sie ja auch nicht«, sagte Oma.

»Wieso?« Opa rückte mit seiner Figur vier Felder in Richtung Sieg.

»Frau Ahl, die bei Stollwerck arbeitet, hat mir erzählt, dass sie keinen Rohkakao mehr verwenden dürfen. Der wird als rasenverschlechterndes Erbgift betrachtet, weil er aus Kulturen stammt, die als minderwertig eingestuft werden.«

Conny würfelte eine Sechs, und mit seinem nächsten Zug warf er die rote Spielfigur von Opa raus.

»Das auch noch!«, sagte Idas Vater und kippte einen Klaren.



Am ersten Januar des neuen Jahres brachte Frau Ochs eine Neujahrsbrezel vorbei und wünschte ein gesundes und glückliches 1935.

Sie und Mam trafen sich jetzt öfter, und manchmal brachte Frau Ochs auch ihre beiden Kinder vorbei, wenn sie etwas erledigen musste. Die beiden Kleinen spielten schön miteinander, und Conny war froh, einen Spielkameraden zu haben, denn sein Bru-

der Franz war nach der Schule meist mit den anderen Pimpfen des Jungvolks unterwegs.

Am ersten April feierte Franz seinen vierzehnten Geburtstag. Er wurde zur Feier des Tages in der Hitlerjugend aufgenommen und war jetzt noch weniger zu Hause als während seiner Zeit beim Jungvolk. Conny beneidete ihn um die schicke Uniform und fand es ungerecht, dass er erst in drei Jahren Pimpf sein durfte.

Er musste sich damit zufriedengeben, im Stehschritt durch den Römerpark zu marschieren. Auf gespielten Heimatabenden hatte er als Kameradschaftsführer die Befehlsgewalt und nahm Hans Abraham den Schwur ab: »Ich verspreche, in der Hitlerjugend allezeit meine Pflicht zu tun in Liebe und Treue zum Führer und zu meiner Fahne.«

»Füha, Füha«, sagte der kleine Gerhard, und mit Handtüchern als Fahnenersatz zogen sie um den Küchentisch, an dem Lizzy auf ihrem Kinderstühlchen saß, und sangen: »Vorwärts! Vorwärts! Schmettern die hellen Fanfaren. Vorwärts! Vorwärts! Jugend kennt keine Gefahren. Deutschland, du wirst leuchtend steh'n, mögen wir auch untergehn.«

Lizzy jauchzte. Als sich der Schlüssel in der Tür drehte, hörte Conny schlagartig auf zu singen. Aus Bemerkungen seiner Mam wusste er, dass es besser war, Spiele dieser Art zu beenden, wenn sie in der Nähe war.

»Vorwärts! Vorwärts!«, rief Hans Abraham.

»Lass uns lieber *Vater*, *Mutter*, *Kind* spielen«, sagte Conny, der wie immer darauf bestand, der Vater zu sein, und Hans Abraham sich wie immer weigerte, die Mutterrolle einzunehmen.

»Dann bist du Arzt«, bestimmte Papa Conny. Und mit seinen Kindern Gerhard und Lizzy setzte er sich ins Wartezimmer der Praxis Dr. Ochs, weil Lizzys Steiffpuppe, die auf den Namen Hugo getauft wurde, den Arm nicht mehr heben konnte.

An diesem Abend musste Franz für die Schule sein »Familien- und Heimatbüchlein« ausfüllen, ein fünfundsiebzigseitiges Heft, in das alles eingetragen werden sollte, was »in Familie und Heimat für jeden bleibenden Erinnerungswert besitzt«. Bis hin zu den Ur-Ur-Großeltern sollten die Angaben reichen, und es sollte nichts ausgelassen werden, weder die Herkunft des Namens, der Besitz der Familie noch eine Erwähnung, was man in seiner äußeren Erscheinung und in Anlagen und Neigungen von seinen Vorfahren geerbt hatte. Damit eine gewisse Einheitlichkeit gewährleistet war, wurden im Vorwort des Büchleins auf einer Seite Bezeichnungen vorgeschlagen.

Conny saß mit am Küchentisch und hörte mit offenem Mund zu, als seine Mam Franz diktierte, dass sein Vater groß und die Gestalt breit, die Gliedmaßen seiner Hände und Füße lang waren, die Farbe der Haare blond, ihre Form wellig, der Bartwuchs stark und dessen Farbe dunkler war als die der Kopfhare. Augen, Augenbrauen, Haut, Gesichtsform, nichts wurde ausgelassen, auch nicht der Zustand der Zähne. Conny ging auf die Toilette, reckte den Hals und studierte im Spiegel seine eigenen Gesichtszüge. Er war froh, dass sein Kinn auch rund, die Haut rosig, die Ohren anliegend, der Mund breit, die Nase gerade, die Augen blau und die Stirn hoch war. Wie bei seinem Pap.

Als er zurückkam, fragte Franz, dessen Mittel- und Zeigefinger von der Tinte schwarz gefärbt waren, nach den Geschwistern des Vaters.

»Es gibt nur einen. Heinrich Pütz, also Onkel Drickes«, sagte Mam.

»Und warum heißt er nicht wie wir?«, wollte Conny wissen.

»Weil er einen anderen Vater hatte«, meinte seine Mam mit bitterer Miene und sagte den Jungen, dass es jetzt Zeit sei, ins Bett zu gehen.

Mehrere Monate arbeitete Franz immer abends an diesem Fa-

milienbüchlein, und sockenstrickend beantwortete ihm Mam alle Fragen. Conny blätterte derweil in seinem Sammelalbum *Deutsche Kolonien*, und manchmal klebte er auch ein Sammelbild, das in Zigarettenpackungen lag, mit Mehlkleister ein, aber es fehlten ihm sehr viele. Im Gegensatz zu den anderen Jungen in seiner Klasse und der Nachbarschaft hatte er keinen Vater mehr, der rauchte. Nur manchmal steckte ihm Opa, der eigentlich Zigarettenraucher war, welche zu.

Besonders spannend wurde es für Conny, als Franz zum Abschnitt *Meine Geschwister* kam, denn jetzt fand auch er seinen Platz im Büchlein.

Franz taxierte Conny und schrieb geflissentlich auf.

»Lies vor«, verlangte Conny.

»Klein, dick, keine Haare und abstehende Ohren«, sagte Franz bierernst.

»Aber ...«, entrüstete sich Conny.

»Alles gut. Ich schreibe auf, dass du der Oberarier bist«, grinste Franz.

»Hör auf mit den Faxen, Franz, und sieh zu, dass du fertig wirst«, ermahnte ihn Mam. »Wenn du in dem Tempo weitermachst, kannst du in zehn Jahren deine eigenen Kinder eintragen.«

»Nach wem ist Conny benannt?«, fragte Franz.

»Nach dem früheren Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer«, sagte Ida und meinte, dass es vielleicht besser sei, dies nicht in dieses Heft zu schreiben.

Franz legte das Löschblatt ein und streifte über die tintennassen Buchstaben, wie er es immer tat, wenn er fertig war.

»Komm, wenigstens noch Lizzy«, forderte ihn Mam auf. »Dann kannst du hinter das Geschwisterkapitel einen Haken machen.«

Widerwillig legte Franz das Löschblatt zur Seite und trug den Namen *Elisabeth, genannt Lizzy* und das Geburtsdatum seiner

kleinen Schwester ein. Ernst und auch so, als wolle er schnell fertig werden, beschrieb er ihre äußere Erscheinung: Mund offen, Augen schräg stehend. Finger kurz. Dann starrte er vor sich hin und bemerkte nicht, wie die Schreibfeder auf das Papier drückte, wie Tinte herausfloss und ein dunkler Fleck entstand.

»Pass doch auf!«, tadelte ihn Ida, die mit ihrem Nadelspiel klaperte und strickte, ohne auf den halb fertigen Socken zu schauen.

Franz zuckte zusammen, saugte mit dem Löschpapier die Tinte auf und druckste herum. »Muss ich reinschreiben, dass sie erkrankt ist?«

»Was?« Ida ließ erschrocken eine Masche fallen. »Wer sagt das?«

»Niemand«, log er und klappte das Büchlein zu.